



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbheften: jährlich 28 Halbhefte à 25 Pf. In Heften: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

Flammenzeichen.

Roman von E. Werner.

Abdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Durch die grauen Nebel des Herbstmorgens zog ein Schwarm von Wandervögeln. Wie zum Abschiedsgrüße strichen sie noch einmal dicht über die Wipfel der heimischen Föhrenwälder hin, dann hoben sie sich hoch empor, wandten ihren Flug dem Süden zu und verschwanden langsam in der unschleierten Ferne.

Aus einem der Fenster des mächtigen schloßartigen Gebäudes, das am Rande der Forsten lag, blickte ein Paar Augen jenem Fluge nach; die ersten, düstern Augen eines Mannes, der im Gespräche mit einem andern Herrn am Fenster stand. Es war eine hohe, markige Gestalt, mit nicht schönen, aber ausdrucksvollen Zügen, blond und blauäugig, eine echt germanische Erscheinung; aber es lag etwas wie ein Schatten auf diesen Zügen, und die hohe Stirn war tiefer gefurcht, als es die Jahre des Mannes mit sich brachten, dessen straffe Haltung auch ohne die Uniform, die er trug, den Soldaten verrathen hätte.

„Da ziehen schon die Wandervögel!“ sagte er, auf den Schwarm deutend, der immer weiter und weiter entwand und sich endlich in den Nebelwolken verlor. „Der Herbst ist da, in der Natur — und wohl auch in unserem Leben!“

„In dem Deinigen doch nicht!“ warf sein Gefährte ein. „Du stehst ja erst in der Mittagshöhe dieses Lebens, in der vollsten Manneskraft.“

„Den Jahren nach allerdings, aber ich habe ein Gefühl, als würde mir das Alter früher nahen als jedem andern. Mir ist oft recht herbftlich zu Muthe.“



Guten Morgen!

Nach einem Gemälde von Hugo Lehmann.
Photographie von Franz Hanfstaengl Kunstverlag H. G. in München.

Der andere Herr, der einige Jahre älter sein mochte, eine schwächliche, mittelgroße Gestalt in Civilkleidung, schüttelte unmutig den Kopf. Er sah auf den ersten Blick fast unbedeutend aus neben der kraftvollen Erscheinung des Offiziers, aber das blasse, scharfgezeichnete Gesicht hatte einen Ausdruck kalter, überlegener Ruhe, und der sarkastische Zug um die schmalen Lippen verrieth, daß sich hinter der kühlen Vornehmheit, die sich in der Haltung und dem ganzen Wesen ausdrückte, wohl noch etwas anderes, Bedeutenderes barg.

„Du nimmst das Leben zu schwer, Falkenried,“ sagte er tadelnd. „Du hast Dich überhaupt seltsam verändert in den letzten Jahren. Wer Dich einst als jungen, lebensfrohen Offizier gesehen hat, würde Dich jetzt nicht wiedererkennen. Und weshalb das alles? Der Schatten, der einst Dein Leben verdüsterte, ist ja längst geschwunden. Du bist Soldat mit Leib und Seele, wirst bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet, eine bedeutende Stellung ist Dir für die Zukunft gewiß, und was die Hauptsache ist — Du hast Deinen Sohn behalten.“

Falkenried antwortete nicht, er kreuzte die Arme

und blickte wieder in die Ferne hinaus, während der andere fortfuhr: „Der Junge ist bildschön geworden in den letzten Jahren. Ich war ganz überrascht, als ich ihn wieder sah, und Du gestehst ja selbst zu, daß er ungewöhnlich begabt und in manchen Dingen geradezu genial beanlagt ist.“

„Ich wollte, Hartmut hätte weniger Anlagen und mehr Charakter,“ sagte Falkenried in einem beinahe herben Tone. „Verse kann er schmieden und die Sprachen lernt er spielend, aber sobald es sich um eine ernste Wissenschaft handelt, bleibt er hinter all den anderen zurück, und in der Strategie ist nun vollends nichts mit ihm anzufangen. Du ahnst es nicht, Wallmoden, mit welcher eisernen Strenge ich da fortwährend eingreifen muß.“

„Ich fürchte nur, Du richtest nicht viel aus mit dieser Strenge,“ warf Wallmoden ein. „Du hättest meinem Rathe folgen und Deinen Sohn studieren lassen sollen. Zum Soldaten taugt er nun einmal nicht, das mußt Du doch endlich einsehen.“

„Er soll und muß aber dafür taugen! Es ist die einzig mögliche Laufbahn für seine unbändige Natur, die sich gegen jeden Jügel aufbäumt und jede Pflicht als einen Zwang empfindet. Die Universität, das Studentenleben würde ihn der vollsten Zügellosigkeit überantworten, nur die eiserne Disziplin, der er sich im Dienste beugen muß, zwingt ihn.“

„Für jetzt noch — ob sie ihn aber auf die Dauer zu zwingen vermag? Du solltest Dich nicht darüber täuschen, das sind leider ererbte Anlagen, die sich wohl unterdrücken, aber nicht ausrotten lassen. Hartmut ist ja auch äußerlich das Ebenbild seiner Mutter, er hat ihre Züge, ihre Augen.“

„Ja wohl!“ sagte Falkenried düster. „Ihre dunklen, dämonischen Gluthaugen, die alles zu bannen wußten.“

„Und Dir zum Verderben wurden!“ ergänzte Wallmoden. „Wie habe ich damals gewarnt und abgemahnt; aber Du hörtest ja auf nichts mehr. Diese Leidenschaft hatte Dich wie ein Fieber gepackt und Dein ganzes Wesen in Fesseln geschlagen — ich habe das nie begreifen können.“

Um die Lippen Falkenrieds zuckte ein bitteres Lächeln.

„Das glaube ich! Du, der kühle, berechnende Diplomat, der jeden Schritt erst sorgfältig abwägt, bist gefeit gegen solche Bezauberungen.“

„Wenigstens würde ich bei meiner Wahl vorsichtiger sein. Deine Ehe trug von Anfang an das Unglück in sich. Eine Frau aus fremdem Stamme und fremdem Blute, eine wilde, leidenschaftliche Slavennatur, ohne Charakter, ohne Verständnis für das, was uns hier Sitte und Pflicht heißt, und Du mit Deinen starren Grundfäden, Deinem reizbaren Ehrgefühl — das mußte ja schließlich zu einem solchen Ende führen! Und ich glaube, Du liebtest sie trotz alledem bis zu der Trennung.“

„Nein,“ sagte Falkenried hart. „Der Hauch verflog schon im ersten Jahre, ich sah nur zu klar, aber ich schauderte zurück vor dem Gedanken, mein häusliches Glück durch einen Scheidungsprozeß der Welt preiszugeben. Ich trug es, bis mir keine Wahl mehr blieb, bis ich endlich — genug davon!“

Er wandte sich kurz ab und schaute wieder zum Fenster hinaus; aber es lag eine mühsam verhaltene Dual in diesem jähen Abbrechen.

„Ja, es gehörte viel dazu, eine Natur wie die Deinige aus allen Fugen zu reißen,“ sagte Wallmoden ernst. „Aber die Scheidung machte Dich doch frei von der unseligen Kette, und damit hättest Du auch die Erinnerung daran begraben sollen.“

Falkenried schüttelte finster den Kopf. „Solche Erinnerungen begräbt man nicht, sie erstehen immer wieder aus der vermeinten Gruft, und gerade jetzt —“ er brach plötzlich ab.

„Gerade jetzt — was meinst Du?“

„Nichts — laß uns von anderen Dingen reden! Du bist also seit vorgestern in Burgsdorf; wie lange denkst Du zu bleiben?“

„Etwa vierzehn Tage, ich habe nicht viel Zeit zur Verfügung und bin eigentlich nur dem Namen nach Willibalds Vormund, da der diplomatische Dienst mich meist im Auslande festhält. Die Vormundschaft ruht thatsächlich in den Händen meiner Schwester, die ja überhaupt alles regiert.“

„Ja, Regine ist ihrer Stellung gewachsen,“ stimmte Falkenried bei. „Sie regiert das große Gut und die zahlreichen Leute wie ein Mann.“

„Und kommandirt wie ein Wachtmeister vom Morgen bis zum Abend,“ ergänzte Wallmoden. „Bei aller Anerkennung ihrer vorzüglichen Eigenschaften fühle ich doch immer ein gelindes Haar-

sträuben, wenn es sich um einen Besuch in Burgsdorf handelt, und komme regelmäßig mit angegriffenen Nerven zurück. Es herrschen dort wirklich noch förmliche Urzustände, und Willibald ist nun vollends ein junger Bär; dabei natürlich das Ideal seiner Mutter, die das möglichste thut, ihn zu einem derben Krautjunke zu erziehen. Da hilft kein Einreden, und übrigens hat er auch alle Anlage dazu.“

Sie wurden durch einen Diener unterbrochen, der in diesem Augenblicke eintrat und eine Karte überreichte. Falkenried warf einen flüchtigen Blick darauf.

„Rechtsanwalt Egern? Es ist gut, lassen Sie den Herrn eintreten.“

„Du hast Geschäftliches vor?“ fragte Wallmoden, sich erhebend. „Dann will ich nicht stören.“

„Im Gegentheile, ich bitte Dich, zu bleiben. Der Besuch ist mir bereits angekündigt und ich weiß, was dabei zur Sprache kommen wird. Es handelt sich —“

Er vollendete nicht, denn die Thür öffnete sich bereits und der Gemeldete trat ein. Er schien überrascht, den Offizier nicht allein zu finden, wie er wohl erwartet hatte, aber dieser nahm keine Notiz von seinem sichtbaren Befremden.

„Herr Rechtsanwalt Egern — Herr Botschaftssekretär von Wallmoden,“ stellte er vor. Der Jurist verneigte sich mit kühler Höflichkeit und nahm den angebotenen Platz ein.

„Ich habe wohl noch die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein, Herr Major,“ begann er. „Als Vertreter Ihrer Frau Gemahlin in dem damaligen Scheidungsprozeß hatte ich bisweilen Veranlassung, mit Ihnen persönlich zu verkehren.“

Er hielt inne und schien eine Antwort zu erwarten; aber Major Falkenried neigte nur stumm bejahend das Haupt. Wallmoden dagegen wurde aufmerksam, jetzt konnte er sich die seltsam gereizte Stimmung erklären, in der er den Freund schon bei seiner Ankunft gefunden hatte.

„Ich komme auch heute im Namen meiner damaligen Klientin,“ fuhr der Rechtsanwalt fort. „Sie hat mich beauftragt — darf ich hier frei sprechen?“

Er warf einen Blick auf den Botschaftssekretär, aber Falkenried sagte kurz: „Herr von Wallmoden ist mein Freund und als solcher eingeweiht in die Sache. Ich bitte, ganz rüchhaltlos zu sprechen.“

„Nun wohl, die Dame ist nach langjähriger Abwesenheit nach Deutschland zurückgekehrt und wünscht selbstverständlich ihren Sohn wiederzusehen. Sie hat sich deswegen schon brieflich an Sie gewandt, aber keine Antwort erhalten.“

„Ich dachte, das wäre Antwort genug. Ich wünsche diese Zusammenkunft nicht, also werde ich sie auch nicht gestatten.“

„Das klingt sehr schroff, Herr Major, Frau von Falkenried hat jedenfalls —“

„Frau Zalka Kojanow wollen Sie sagen,“ unterbrach ihn der Major. „So viel ich weiß, hat sie ihren Geburtsnamen wieder angenommen, als sie in ihre Heimath zurückkehrte.“

„Der Name thut hier wohl nichts zur Sache,“ entgegnete der Rechtsanwalt gelassen. „Es handelt sich einzig und allein um den durchaus berechtigten Wunsch einer Mutter, den der Vater nicht versagen kann und darf, selbst wenn ihm wie in diesem Falle sein Sohn unbedingt zugesprochen wurde.“

„Nicht darf? Und wenn er es dennoch thut?“

„So überschreitet er die Grenzen seines Rechts. Ich möchte Sie doch bitten, Herr Major, die Sache ruhig zu erwägen, ehe Sie ein so entschiedenes Nein sprechen. Die Mutterrechte einer Frau vermag kein Richterspruch so völlig aufzuheben, daß man ihr sogar das Wiedersehen mit ihrem einzigen Kinde versagen darf. In diesem Falle steht meiner Klientin das Gesetz zur Seite, und sie wird es geltend machen, wenn meine Forderung abgewiesen werden sollte wie ihre schriftliche Bitte.“

„So mag sie es versuchen, ich werde es darauf ankommen lassen. Mein Sohn weiß nicht, daß seine Mutter noch am Leben ist, und soll es auch vorläufig nicht erfahren. Ich will nicht, daß er sie sieht und spricht, und ich werde es zu verhindern wissen. Mein Nein bleibt unter allen Umständen bestehen.“

Diese Erklärung ließ an Energie nichts zu wünschen übrig; aber auf Falkenrieds Zügen lag eine fahle Blässe und seine Stimme klang dumpf und drohend. Man sah es, wie furchtbar die Unterredung ihn erregte, er zwang sich nur gewaltsam zur äußeren Ruhe. Der Rechtsanwalt schien auch die Ruhlosigkeit weiterer Bemühungen einzusehen, er zuckte nur die Achseln.

„Wenn dies Ihr letztes Wort ist, so ist mein Auftrag allerdings zu Ende und wir müssen uns die weiteren Schritte vorbehalten. Ich bedaure, Sie belästigt zu haben, Herr Major.“

Er empfahl sich mit derselben tüfteln Artigkeit wie beim Eintritt. Als sich die Thür hinter ihm schloß, sprang Falkenried auf und begann stürmisch im Zimmer auf und nieder zu schreiten; einige Minuten lang herrschte ein drückendes Schweigen, dann sagte Wallmoden halblaut: „Das hättest Du nicht thun sollen! Zalka wird sich schwerlich Deinem Nein fügen, sie führte ja schon damals einen Kampf auf Leben und Tod um ihr Kind!“

„Aber ich blieb Sieger — sie hat das hoffentlich nicht vergessen.“

„Damals handelte es sich um den Besitz des Knaben,“ warf der Botschaftssekretär ein, „jetzt verlangt die Mutter nur, ihn wiederzusehen, und Du wirst ihr das nicht verweigern können, wenn sie es mit Entschiedenheit fordert.“

Der Major blieb plötzlich stehen, aber aus seiner Stimme klang unverkennbare Verachtung, als er entgegnete:

„Das mag sie nicht nach dem, was geschehen ist; Zalka hat mich kennen gelernt in unserer Trennungstunde, sie wird sich hüten, mich ein zweites Mal zum Neuherrn zu treiben.“

„Aber sie wird vielleicht versuchen, heimlich zu erreichen, was Du ihr offen weigerst.“

„Das ist unmöglich, die Disziplin unserer Anstalt ist zu streng, es kann hier keine Verbindung angeknüpft werden, von der ich nicht auf der Stelle erfahre.“

Wallmoden schien diese Zuversicht nicht zu theilen, er schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Offen gestanden, ich halte es für einen Mißgriff, daß Du Deinem Sohn mit solcher Hartnäckigkeit verschweigst, daß seine Mutter noch am Leben ist. Wenn er es nun von anderer Seite erfährt, was dann? Und einmal mußt Du es ihm ja doch sagen!“

„Vielleicht in zwei Jahren, wenn er selbständig in das Leben tritt. Jetzt ist er noch ein Schüler, ein halber Knabe, jetzt kann ich ihm das Drama, das einst in seinem Elternhause spielte, noch nicht entschleiern — ich kann nicht!“

„So sei wenigstens auf Deiner Hut, Du kennst ja Deine ehemalige Gattin und weißt, was von ihr zu erwarten ist. Ich fürchte, für diese Frau giebt es keine Unmöglichkeiten.“

„Ja, ich kenne sie,“ sagte Falkenried mit grenzenloser Bitterkeit, „und eben deshalb will ich meinen Sohn vor ihr schützen, um jeden Preis. Er soll nicht den Gifthauch ihrer Nähe athmen, selbst auf Stunden nicht. Sei ohne Sorge, ich unterschätze die Gefahr von Zalkas Rache nicht, aber so lange Hartmut an meiner Seite bleibt, ist er sicher vor ihr, denn mir naht sie nicht wieder, darauf gebe ich Dir mein Wort.“

„Wir wollen es hoffen,“ entgegnete Wallmoden, indem er aufstand und ihm zum Abschiede die Hand reichte. „Aber vergiß nicht, daß die schlimmste Gefahr in Deinem Hartmut selbst liegt, er ist in jedem Zuge der Sohn seiner Mutter! — Du kommst ja übermorgen mit ihm nach Burgsdorf, wie ich höre?“

„Ja, er bringt die kurzen Herbstferien stets bei Willibald zu. Ich selbst werde wohl nur einen Tag bleiben können, aber ich komme jedenfalls mit. Auf Wiedersehen also!“

Der Botschaftssekretär ging und Falkenried trat wieder an das Fenster, aber er blickte nur flüchtig dem Freunde nach, der noch einmal herausguckte, dann verlor sein Blick sich wieder mit der alten Düsterei in den grauen Nebelwolken.

„Der Sohn seiner Mutter!“ Das Wort klang ihm noch in den Ohren, aber das brauchte ihm freilich nicht erst ein anderer zu sagen, er wußte es längst und das war es ja, was seine Stirn so tief fürchte und ihm diesen schweren Senker erpreßte. Er war der Mann, jeder äußeren Gefahr die Stirn zu bieten; gegen diese unselige Erbschaft des Blutes bei seinem einzigen Kinde hatte er seit Jahren mit all seiner Energie, aber vergebens, gekämpft.

„Jetzt bitte ich mir aber ernstlich aus, daß der Unfug ein Ende nimmt, denn jetzt reißt mir endlich die Geduld! Das ist ja eine heillose Wirthschaft seit drei Tagen, es ist wahrhaftig, als ob ganz Burgsdorf verbergt wäre. Der Hartmut steckt voll Tollheiten vom Kopf bis zu den Füßen. Wenn er einmal los ist von dem Jügel, den sein Herr Papa allerdings kraß genug hält, dann ist auch kein Auskommen mehr mit ihm, und Du gehst natürlich mit durch Dick und Dünn und machst gehorsam alles nach, was Dein Herr und Meister angeht — Ihr seid mir ein schönes Gespinn!“

Diese Strafpredigt, die in sehr lautem Tone gehalten wurde, kam aus dem Munde der Frau von Eichenhagen auf Burgsdorf, die mit ihrem Sohne und ihrem Bruder beim Frühstück saß. Das große Eßzimmer lag im Erdgeschosse des alten Herrenhauses und war ein ziemlich schmuckloser Raum, dessen Gasthären auf eine breite steinerne Terrasse und von dort in den Garten führten. An den hellgetünchten Wänden hing eine Anzahl von Hirschgeweihen, die von der Nimrodshätigkeit des verstorbenen Besitzers Zeugniß ablegten, aber auch die einzige Pflanze des Gemaches waren. Ein Duzend hochlehniqe Stühle, die feiß und reihenweise geordnet wie Grenadiere dastanden, ein schwerer Eßtisch und zwei alterthümliche Schränke bildeten die ganze Einrichtung, der man es ansah, daß sie schon mehreren Generationen gedient hatte. Luxusgegenstände wie Tapeten, Teppiche und Gemälde gab es hier nicht, man begnügte sich augenscheinlich mit dem Ererbten, Athbergebrachten, obgleich Burgsdorf eins der reichsten Güter der Gegend war.

Das Aeußere der Gutsherrin entsprach vollkommen dieser Umgebung. Sie mochte etwa vierzig Jahr alt sein, eine große kraftvolle Gestalt, mit blühender Gesichtsfarbe und derben, festen Zügen, die niemals schön gewesen sein konnten, aber dafür um so energischer waren. Dem scharfen Blick der grauen Augen entging nicht leicht etwas, das dunkle Haar war glatt zurückgestrichen, der Anzug derb und einfach, und den Händen sah man es an, daß sie zuzugreifen verstanden. Die Mannth fehlte allerdings gänzlich bei dieser ukräftigen Erscheinung, die in Haltung und Auftreten etwas durchaus Männliches hatte.

Der Erbe und künftige Majoratsherr von Burgsdorf, der in dieser Weise abgezantelt wurde, saß seiner Mutter gegenüber und hörte pflichtschuldigst zu, während er eine sehr bedeutende Portion Schinken und verschiedene Eier zu sich nahm. Es war ein hübscher, frischer Junge von etwa siebzehn Jahren, dessen Aeußeres zwar keinen hervorragenden Bestand, aber eine desto größere Gemüthigkeit verrieth. Sein sonnenverbranntes Gesicht strahlte ebenfalls von blühender Gesundheit, sonst aber zeigte es nur wenig Aehnlichkeit mit dem der Mutter. Es fehlte der energische Zug darin und auch die blauen Augen und blonden Haare stammten nicht von ihr, sie mochten wohl ein Erbtheil des Vaters sein. Mit seinen mächtigen, aber noch sehr ungelenten Gliedern sah er aus wie ein junger Hüne und bildete den vollen Gegensatz zu der schwächlichen, aber vornehmen Erscheinung seines Onkels Wallmoden, der neben ihm saß und jetzt mit einer leichten Beimischung von Spott sagte: „Du darfst Willibald wirklich nicht mit verantwortlich machen für all den Uebermuth und die Tollheiten, er ist ja das Muster eines wohlgezogenen Sohnes.“

„Ich wollte ihm auch nicht rathen, etwas anderes zu sein, bei mir heißt es *Ordre pariren!*“ rief Frau von Eichenhagen und schlug dabei nachdrücklich auf den Tisch, so daß ihr Bruder nervös zusammenzuckte.

„Das lernt man allerdings unter Deinem Regiment,“ entgegnete er. „Ich möchte Dir aber doch rathen, liebe Regine, etwas mehr für die geistige Ausbildung Deines Sohnes zu thun. Ich zweifle nicht, daß er unter Deiner Leitung zum vortrefflichen Landwirth heranwächst, aber zur Erziehung eines künftigen Gutsherrn gehört doch etwas mehr, und den Hauslehrern ist Willibald nun nachgerade entwachsen; es wäre also wohl Zeit, ihn fortzuschicken.“

„Fortzu —?“ Frau Regine legte in maßlosem Erstaunen Messer und Gabel nieder. „Fortzuschicken?“ wiederholte sie entriistet, „aber in des Ruckels Namen, wohin denn?“

„Nun, auf die Universität und später auf Reisen, damit er doch etwas von der Welt und den Menschen kennen lernt.“

„Und damit er mir in dieser Welt und unter diesen Menschen gründlich verdorben wird! Nein, Herbert, daraus wird nichts, das sage ich Dir von vornherein. Ich habe meinen Jungen in Ehrbarkeit und Gottesfurcht erzogen und denke nicht daran, ihn in dies Sodom und Gomorcha hinauszulassen, dem der liebe Herrgott in seiner Langmuth immer noch den hundertfach verdienten Schwefelregen erspart.“

„Du kennst dies Sodom und Gomorcha ja mir vom Hören sagen, Regine,“ warf Herbert fastlässig ein. „Du hast seit Deiner Vermählung in Burgsdorf gelebt, Dein Sohn aber soll dereinst als Mann in das Leben treten, das mußt Du doch selbst einsehen.“

„Gar nichts sehe ich ein,“ erklärte Frau von Eichenhagen hartnäckig. „Willy soll ein tüchtiger Landwirth werden, dazu taugt er und dazu braucht er keinen Gelehrtenkrum! Oder willst



Karneval im Institut.
Nach einem Gemälde von Josef Meisek.

Photographie des Verlags der Photographischen Anstalt in Wien.

Du ihn vielleicht in die Schule nehmen und einen Diplomaten aus ihm machen? Das wäre ein Hauptpaß!"

Sie begann überlaut zu lachen, und Willy, dem diese Voraussetzung ebenso komisch erschien, stimmte in der gleichen Tonart ein. Herr von Wallmoden beteiligte sich nicht an diesem drohenden Ausbruch von Heiterkeit, der ihm wieder auf die Nerven zu fallen schien, er zuckte nur die Achseln.

"Das beabsichtige ich in der That nicht, es würde auch wohl vergebliche Mühe sein. Aber ich und Willibald sind jetzt die einzigen Vertreter unserer Familie, und wenn ich wirklich unvermählt bleiben sollte —"

"Sollte? Denkst Du etwa noch daran, auf Deine alten Tage zu heirathen?" unterbrach ihn seine Schwester in ihrer rüchichtslosen Weise.

"Ich bin fünfundsiebzig Jahre, liebe Regine, das pflügt bei einem Manne noch nicht für alt zu gelten," sagte Wallmoden etwas verlegt. "Ach halte überhaupt die spät geschlossenen Ehen für die besten, man läßt sich da nicht mehr von der Leidenschaft beeinflussen, wie Falkenried es zu seinem Unglück that, sondern giebt der Vernunft das entscheidende Wort."

"Gott steh' mir bei! Soll Willy vielleicht mit dem Heirathen warten, bis er fünfzig Jahre auf dem Rücken und graue Haare auf dem Kopfe hat?" rief Frau von Eichenhagen eifrig.

"Nein, denn er hat als einziger Sohn und künftiger Majoratsherr Rücksichten zu nehmen; übrigens kommt es dabei doch auch auf seine persönliche Neigung an. Was meinst Du, Willibald?"

Der junge Majoratsherr, der eben mit seinem Schinken und seinen Eiern fertig geworden war und sich nun mit gesteigertem Appetit an die Wurst machte, war offenbar sehr erstaunt, daß er um seine Meinung gefragt wurde. Das pflegte sonst nie zu geschehen, er versiel daher in ein tiefes Nachdenken, als dessen Ergebnis er endlich erklärte: "Ja, ich werde wohl auch einmal heirathen müssen, aber die Mama wird mir schon eine Frau aussuchen, wenn es so weit ist."

"Das wird sie, mein Junge," bestätigte Frau von Eichenhagen. "Das ist meine Sache, Du brauchst Dich gar nicht darum zu kümmern, und so lange bleibst Du hier in Burgsdorf, wo ich Dich unter meinen Augen habe. Von der Universität und von Reisen ist nicht die Rede — abgemacht!"

Sie warf einen herausfordernden Blick auf ihren Bruder, aber dieser sah mit einer Art von Entsetzen auf die riesige Wurst-

portion, die sein Nefse und Mündel nun schon zum zweitenmal auf den Teller häufte.

"Haft Du immer einen so gesegneten Appetit, Willy?" fragte er.

"Zimmer!" versicherte Willy mit Selbstgefühl und nahm sich noch ein großes Butterbrot.

"Ja, wir leiden hier Gott sei Dank nicht an Magenbeschwerden," sagte Frau Regine etwas anzüglich, "aber wir verdienen uns auch rechtlichaffen unser Brot. Erst beten und arbeiten und dann essen und trinken, aber gründlich, das hält Leib und Seele zusammen. Sieh Dir den Willy an, wie der dabei gerathen ist, ich meine, der kann sich sehen lassen!"

Sie schlug ihrem Bruder freundschaftlich auf die Schulter bei den letzten Worten, aber diese Freundschaftsbeziehung war so herzhafter Natur, daß Wallmoden schnelligt seinen Stuhl seitwärts rückte und sich aus dem Bereich der schweffelreichen Nähe brachte. Sein Gesicht verrieth deutlich, daß er wieder einmal ein "gelindes Haarsträuben" empfand. Er gab es diesen unwürdigen Verhältnissen gegenüber auf, die Vormundschaftsrechte geltend zu machen, die er ja überhaupt nur dem Namen nach ausübte. Willy dagegen fand offenbar auch, daß er außerordentlich gut gerathen sei, und sah sehr vergnügt aus bei diesem Lobe seiner Mutter, die jetzt ärgerlich fortfuhr:

"Und Hartmut ist wieder einmal nicht zum Frühstück gekommen! Er scheint sich hier in Burgsdorf alle möglichen Unpünktlichkeiten zu erlauben, aber ich werde mir den jungen Herrn ernstlich vornehmen, wenn er kommt, und ihm klar machen —"

"Da ist er schon!" klang eine Stimme vom Garten her. In den hellen Sonnenschein, der durch das offene Fenster hereinfluthete, fiel ein Schatten und in dem Rahmen dieses Fensters erschien urplötzlich eine schlanke jugendliche Gestalt, die sich von draußen auf die Brüstung schwang.

"Junge, bist Du denn ganz des Auckucks, daß Du nun gar zum Fenster hereinkommst?" rief Frau von Eichenhagen entrüstet. "Wofür sind die Thüren da?"

"Für Willy und die anderen wohlherzogenen Menschen," lachte der Eindringling im vollsten Uebermuth. "Ich gehe immer den nächsten Weg und der führte diesmal gerade durchs Fenster." Damit sprach er mit einem Sage von der ziemlich hohen Brüstung mitten in das Zimmer hinein. (Fortsetzung folgt.)

Theodor Fontane.

Am 30. Dezember des vergangenen Jahres feierte ein deutscher Dichter von ausgesprochener Eigenart und lebenswürdiger Begabung seinen siebenzigsten Geburtstag: es ist dies Theodor Fontane, der am 30. Dezember 1819 in Neu-Ruppin geboren wurde. Er hat die Chronik seiner Vaterstadt in den "Wanderungen durch die Mark Brandenburg" mit großem Fleiß und sehr eingehend aufgezeichnet, wie er überhaupt seine Anhänglichkeit an die heimathliche Scholle treu gewahrt hat und sein schriftstellerisches Wirken wesentlich durch dieselbe bestimmt worden ist; er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und später die Berliner Gewerbeschule, da er sich dem Studium der Naturwissenschaften, besonders der Chemie widmen wollte. Zu diesem Zwecke begab er sich im Jahre 1840 nach Leipzig; doch fesselte ihn das erwählte Studium nicht und er wandte sich bald der Dichtkunst und literarischen Bestrebungen zu. Im Jahre 1844 finden wir ihn, nachdem er vorher eine kurze Reise nach England unternommen, in Berlin. Hier schloß er sich dem literarischen Verein "Tunnel" an; wahrscheinlich hat er aber schon früher einem solchen Verein angehört; in dem Gedicht "Lebenswege" heißt es:

... blutunge Ware,
Studenten, Kleinmants, Referendare,
Kang gab's nicht, den verließ das Gedicht,
Und ich war ein kleines Kirchweilicht.
So stand es, als Anno 40 wir schrieben,
Aber ach, wo bist du, Sonne, geblieben?
Ich bin noch immer, was damals ich war,
Ein Lichtlein auf demselben Altar;
Aus den Kleinmants aber und Studenten
Wurden Gen'rale und Chespräsidenten."

Im Jahre 1850 trat Theodor Fontane zuerst in die Oeffentlichkeit mit einer kleinen Sammlung "Männer und Helden"; ihr

folgte der Balladencyclus "Von der schönen Rosamunde" (1850), später "Gedichte" (1851) und "Balladen" (1861). In der zweiten, vermehrten Auflage der "Gedichte" (1875) und in der sechsten erschienenen dritten, die als eine Art von Jubelauflage betrachtet werden kann (1889), finden sich manche neue Lieder, Balladen, geschichtliche Bilder, meist aus der preussischen Ruhmeshalle; aber das Gepräge von Fontanes Lyrik ist daselbe geblieben wie damals, als ihr noch der Stern der Jugend schien, und so können wir hier Fontane, den Lyriker, zusammenfassend schildern.

Er ist in erster Linie ein volksthümlicher Balladendichter, der preussische und englische Stoffe behandelt, mit vielfagender Kürze, in knapper, aber stimmungsvoller Fassung. Seine "Männer und Helden", meistens Preussengenerale der altkriegerischen Zeit, sind Bildnisse in Holzschmittmanier; sie streifen an den Bänkelsängerton; Vorbild sind ihm vorzugsweise Rückerts "kriegerische Spott- und Ehrenlieder". Fontane hat freilich nur Ehrenlieder gedichtet. Der alte "Hieten aus dem Busch" und der verwegene Reitergeneral Seydlitz vertrugen nur eine so derb zugreifende Verherrlichung; er trifft sehr glücklich den markigen Ton und schlaghafte Wendungen, welche entweder die einzelnen Strophen mit treffenden Wiederholungen befruchten oder dem Gedicht einen kräftigen Abschluß geben. "Der alte Dessauer" ist solch ein Musterstück derb volksthümlicher Art, dem am Schluß eine beherzigenswerthe Kusanwendung nicht fehlt:

Wir haben viel von Köthen
Trot allem guten Rath
Und sollten schier erröthen
Vor solchem Mann der That;
Verschnitt'nes Haar im Schopfe
Macht nicht allein den Mann,
Ich halt' es mit dem Zopfe,
Wenn solche Männer dran."

Die Muse Fontanes begleitet dann die weitere preussische Geschichte auf ihrer Ruhmesbahn; da finden wir Gedichte auf „Prinz Louis Ferdinand“, „Den Tag von Düppel“, „Die Garde- musik bei Ghlum“ und in der neuesten Auflage auch auf „Kaiser Blanchebart“, „Jung-Bismarck“, „Kaiser Friedrich III.“ u. a. Von rednerischem Pomp und feierlichem Ton halten sich diese Gedichte fern; das Streben nach feischer Volksthümlichkeit und lebhafter Anschaulichkeit prägt sich auch in ihnen aus und es findet sich manch kräftiger Rehrreim: im ganzen aber ist der Ton nicht so herausfordernd fest wie in den Jugendliedern, welche den Helden der preussischen Valhalla galt; es sind häufiger weichevolle Klänge angeschlagen. Neben den zahlreichen Gedichten, die mehr geschichtliche Porträts als Schlachtenbilder sind, finden sich auch einzelne, die man echte Balladen nennen kann, wie die schwedische Sage „Der 6. November 1632“, eine gespenstige Beleuchtung des Schlachtentags von Lützen.

Die Hauptstoffquelle seiner Balladen war für den Dichter übrigens die englische Geschichte und Volkslage. Nach England führte ihn noch zweimal, in den Jahren 1852 und 1855, seine Neugier und sein Interesse für englisches und schottisches Leben, für die Geschichte dieser Länder, ihre Kunst und Litteratur; er hat mehrere Reiseschriften herausgegeben, in denen er sich über dies alles in fesselnder Weise ausspricht; namentlich aber hat der englisch-schottische Balladenschatz eine große Wirkung auf ihn selbst und seine eigene Dichtweise ausgeübt: eine beträchtliche Zahl dieser Balladen, wie sie im Volksliede oder von englischen Dichtern gestaltet worden sind, hat er frei übersetzt, dabei den Volkston und die knappe Fassung beibehalten und in der durchaus ungezwungenen Wiedergabe große Gewandtheit gezeigt. Er selbst hatte schon früh das Schicksal der schönen Rosamunde in einem lyrisch-epischen Liederkranz besungen; auch „Maria Stuart“ machte er zur Heldin von vier Balladen; doch auch sonst wandert seine nicht blutige Muse sowohl über die Schlachtfelder, von den Kämpfen der „weißen und rothen Rose“ an bis zu Cromwells Bürgerkriegen, als auch über die Nichtstätten; nicht bloß Maria Stuart, auch Sir Edward York, Johanna Gray, Sir Walter Raleigh, James Monmouth begleiten wir auf ihrem letzten Gang zum Schafott. Es finden sich in diesen Gedichten viele stimmungsvolle Bilder; eine Perle ist das Lied von James Monmouth:

„Das Leben geliebt und die Krone geküßt
Und den Frauen das Herz gegeben,
Und den letzten Kuß auf das schwarze Gerüst —
Das ist ein Stuart-Leben.“

Noch enthalten die Gedichtsammlungen „Lieder und Sprüche“; die Zahl derselben ist nicht allzu groß, und man muß das aufrichtig bedauern; denn in den Liedern ist manches duffig hingehauchte voll zarter Empfindung und die Sprüche lehren sinn- und maßvoll echte Lebensweisheit und sind von einer wohlgefügten Form, so daß sie sich dem Gedächtniß einprägen:

„Du wirst es nie zu Tücht'gem bringen
Bei deines Grames Tränneren;
Die Thränen lassen nichts gelingen,
Wer schaffen will, muß fröhlich sein.“

Wohl keine wecken mag der Regen,
Der in die Scholle niederbricht;
Doch golden Korn und Ernteseigen
Reißt nur heran bei Sonnenlicht.

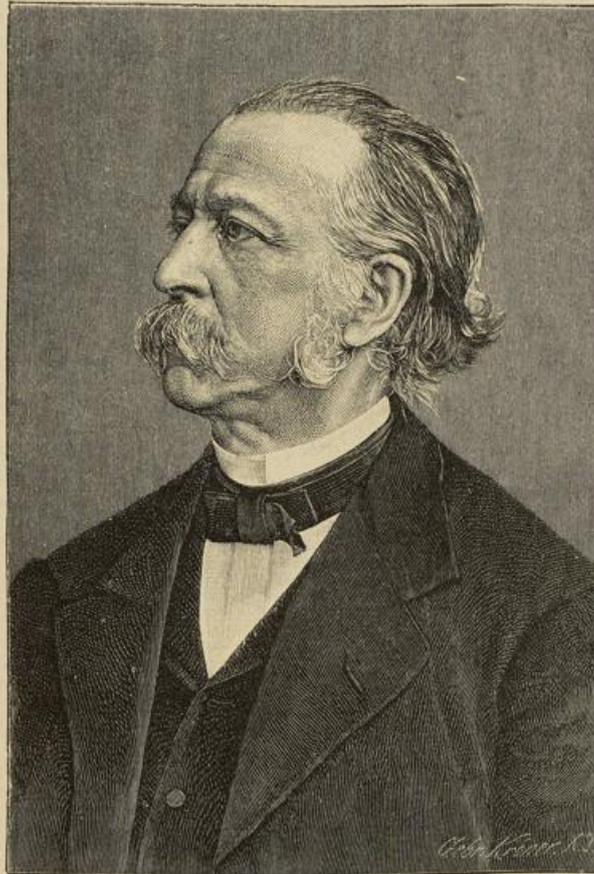
Das Glück, kein Reiter wird's erjagen,
Es ist nicht dort, es ist nicht hier;
Lern' überwinden, lern' entsagen,
Und ungeahnt erlähnt es dir.“

Nach seiner letzten Rückkehr von England nahm Fontane

in Berlin seinen dauernden Aufenthalt. Seine Beziehungen zum erbgeseffenen Adel der Mark wiesen ihn auf die Geschichte ihrer Stammfuge und seiner heimatlichen Provinz hin; die Anregung dazu aber gab ihm ein Phantasiebild, das seiner Seele vor-schwabte, als er über den Levensee in Schottland fuhr und auf einer Insel mitten im See, hinter Eichen und Schwarztannen halbversteckt, die Trümmer von Schloß Lochleven erblickte, aus welchem einst Maria Stuart geflüchtet war. Da gedachte er plötzlich einer andern Kabin-fahrt über den Rheinsberger See, ringsum die Schöpfungen und Erinnerungen einer großen Zeit: sollten solche Eindrücke verloren gehen? War die mächtige Heimath mit ihrer reichen Geschichte nicht ebenfalls der Schilderung und Aufzeichnung werth? Er füllte sich dazu berufen und so entstand sein umfangreiches Hauptwerk: „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ (4 Bde. 1862—82).

Wenn die Mark Brandenburg in Wilibald Alexis ihren Walter Scott gefunden hat, so besitzt sie in Fontane einen nicht minder poesievollen Erforscher und Darsteller ihrer Eigenart in Bezug auf Land und Leute. Das Werk von Fontane enthält nicht nur die Chronik der Mark, ihrer

hervorragendsten Geschlechter und berühmten Männer, die Geschichte ihrer Städte und Schlösser; auch eine Schilderung ihrer landschaftlichen Schönheiten, die gar nicht so spärlich in dieser „Streuandbüchse des heiligen römischen Reiches“ ausgestreut sind, wie man gewöhnlich glaubt. Wie reizend schildert uns Fontane die Müggelsberge, die so unvermuthet und unvermittelt aus dem Flachland aufsteigen wie der todte Kumpf eines fabelhaften Wasserhieres, der hier in sumpfiger Tiefe zurückblieb, als sich die großen Fluthen der Vorzeit verließen; wie weiß er alle Reize der Landschaft hervorzuheben, welche das Bad Freienwalde umgiebt, mit den eine prächtige Aussicht gewährenden Randbergen des Oberbruchs, und gern betreten wir an seiner Hand das große Wald- und Jagdrevier des Werbelliner Forstes mit seinem Murenensee. Wenn er uns das Wustrauer Loch und das Doffbruch schildert, so veräußt er nicht, auch eine Geschichte der Bestrebungen zu geben, durch welche Preußens Regenten diese unwirthlichen Landstrecken der Kultur zu gewinnen suchten. Wo er uns aber über berühmte Schlachtfelder führt, wie diejenigen von Zornsdorf und Zehrbellin, da malt er anschaulich das Bild des



Theodor Fontane.

Nach einer Photographie von Loescher und Petsch in Berlin.

Geländes, auf dem die Kämpfe hin- und herwogten. Die Chronik mancher Schlösser gehört mehr der Ortsgeschichte an; auch einige der hervorragenden Männer, deren Lebenslauf uns dargestellt wird, dürften sich nur wenig aus dem Bereiche der preussisch-brandenburgischen Geschichte erheben; doch auch an weltgeschichtlichen Größen fehlt es nicht und diese werden hier meist durch die kleinen Lichtflämmchen der Anekdote beleuchtet.

Ein so umfassendes Werk über eine einzelne Provinz zu schreiben, ohne daß der Strom der Darstellung allzu viele todte Arme bildet, dazu gehört ein aufgeschlossener Sinn für die kleinen Einzelzüge, die Fähigkeit zu einer meisterlichen Kleinmalerei und das warme Herz des Poeten, der alles, was einen höheren Flug nimmt, gleichföhlend zu verfolgen weiß. Und diese Vorzüge hat Theodor Fontane in seinem Werke bewährt. Spricht sich schon in diesem seine Vorliebe für das Kriegswesen und seine Begeisterung für preussischen Kriegsrühm an jeder geeigneten Stelle aus, so trieb ihn beides auch zu selbständiger Darstellung der letzten großen Kriege an. Die Schrift „Der schleswig-holsteinische Krieg im Jahre 1864“ erschien 1866; diejenige über den „Deutschen Krieg von 1866“ im Jahre 1869; die zweibändige Geschichte des „Deutsch-französischen Kriegs“ in den Jahren 1874—76. Es sind keine militärischen Fachwerke, es sind Volksschriften. Allen gemeinsam sind die Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung, die Rückblicke auf die Geschichte, die Schilderung von Land und Leuten, die farbenreiche Charakteristik der Heerführer und Fürsten, welche auch die Anekdote nicht verschmäht.

Als „Schlachtenbummler“ in Frankreich im Jahre 1870 hatte Fontane Abenteuer zu bestehen, die er uns in seiner Schrift „Kriegsgefangen“ in sehr eingehenden Plandereien schildert. Niemand Geringeres als die Jungfrau von Orleans war schuld an den Fährnissen, welche ihm dort bereitet wurden. Im Oktober 1870 machte er von Toul einen Ausflug nach Domremy, dem Geburtsort der französischen Heldin; da ihm der Kutsher, der ihn fuhr, verdächtig erschien, nahm er sich einen Revolver mit, wie er auch im Besitze eines Stofedegens war. Er besuchte die geweihte Stätte, wo die Jungfrau geboren wurde, und die gotische Kapelle, deren bunte Scheiben ihr Wappen aufweisen und vor deren Thore sich ihre Statue erhebt. Er klopfte mit seinem spanischen Rohr an der Statue umher, um sich zu überzeugen, ob es Bronze oder gebrannter Thon sei. Da kamen 8 bis 12 Männer auf ihn zu und fragten ihn nach seiner Legitimation; er überreichte eine rolhe Tasche mit preussischen Papieren; man ging ins Wirthshaus zu näherer Untersuchung; da kamen zufällig Stofedegen und Revolver zum Vorschein; die Stimmung war eine heisse; man brachte ihn auf die Souspräfektur von

Neuschateau. Nun begann jene lange Reihe von Verhören, Untersuchungen und Gefängnißwanderungen bis auf die Insel Oléron im Atlantischen Ocean, die uns Fontane in seiner kleinen Schrift so anschaulich und mit so gutem Humor schildert; es ist ein Gemälde, das nicht das geringste Kettergrauen athmet. Ueber den französischen Nationalcharakter spricht sich Fontane im ganzen sehr günstig aus; er hat nur die besten Eindrücke erhalten. Im allgemeinen kämen, sagt er, auf 10 oder 7 oder 5 Individuen immer ein unleidlicher Mensch, in Frankreich habe er etwa 200 verschiedene Personen kennen gelernt und nicht die geringste Unannehmlichkeit, geschweige Unart erfahren; „sie waren alle verbindlich, rücksichtsvoll, zuvorkommend, dankbar für jeden kleinen Dienst, nie beleidigt durch Widerspruch, vor allem ohne Schabernack und ohne Neid.“ Leichter Sinn und heitere Laune, große Gutmüthigkeit war bei allen zu finden, — ein Urtheil, das sehr für Fontanes Unbefangenheit und Unparteilichkeit spricht.

In den letzten Jahrzehnten ist Fontane auch als Romandichter aufgetreten; sein Hauptwerk ist der Roman „Vor dem Sturm“ (4 Bände, 1878). Er spielt in Preußen in der Zeit vor dem Befreiungskriege 1812 bis 1813 und giebt ein treffliches, oft mit peinlicher Genauigkeit und Sauberkeit ausgeführtes Gemälde der damaligen Stimmungen und Vorgänge in allen Lebenskreisen. Volksthümliche Schilderungen, zum Theil mit humoristischer Beleuchtung, gehören zu den Glanzpunkten des Werkes. Die Handlung selbst bewegt sich nur langsam vorwärts. Kleinere Romane Fontanes sind „Ellernklipp“ (1881), ein düster schwer-müthiges Stimmungsbild von poetischer Wirkung, in welchem das Leben der Heide meisterlich gezeichnet und die Liebe von Vater und Sohn zu demselben Mädchen den Knotenpunkt der Ereignisse bildet; ferner „L'Abultera“, ein Sittenbild aus dem Berliner Leben; „Schach von Wuthenow“ und „Graf Petöfy“. Die Detsfärbung und die Charakterzeichnung sind in allen diesen Romanen gleich rühmlich. Das jüngste Werk aber, das aus Fontanes Feder geflossen ist, freut sich die „Gartenlaube“ als ein Angebinde zu des Dichters siebenzigstem Geburtstage ihren Lesern vorlegen zu können. „Quitt“ zeigt die glänzenden Eigenschaften des Romanschriststellers Fontane, die Kunst der Herausarbeitung der Charaktere und der liebevollen Kleinmalerei in ihrem vollen Lichte.

Ein Dichter aber von solcher Schlichtheit der Empfindung, so schlagfertiger Knappheit der Schilderung, so warmem patriotischen Gefühl, so unermüdetem Fleiß in seinen geschichtlichen Studien und Vorstudien und überdies von so gesundem volksthümlichen Humor wird unserem Volke immer lieb und werth bleiben.

Rudolf von Gottschall.

Quitt.

Roman von Theodor Fontane.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Die Kirche war noch nicht aus, aber die alte Fran Menz und ihr Sohn Lehnert — ein schlanker, hübscher Mensch von siebenundzwanzig Jahren, dem man, auch ohne seine siebenziger Kriegsgedenkmünze (neben der übrigens auch noch ein anderes Ehrenzeichen hing), den gedienten Soldaten schon auf weite Entfernung hin angesehen hätte — hatten den Schluß des Gottesdienstes nicht abgewartet. Sie saßen bereits draußen auf einem großen Grabstein, zu dessen Häupten eine senkrecht stehende Marmorplatte mit einer „Christi Himmelfahrt“ in Relief in die Dicht dahinter befindliche Kirchhofsmauer eingelassen war. Der Sohn, der schon während einer ganzen Weile mit der Kante seiner Stiefelsohlen allerlei Nimmn in den Sand gezogen hatte, war augenscheinlich verstimmt und vermied es, die Mutter anzublicken, die ihrerseits ängstlich vor sich hin sah und darauf wartete, daß der Sohn reden solle. Dazu kam es aber nicht, und so hörte man denn nichts als die letzte Liederstrophe, die drinnen eben gesungen wurde. Sonst war alles still. Der grelle Sonnenschein lag auf den Gräbern, die Schmetterlinge flogen dazwischen hin und her und über dem Ganzen wölbte sich der tiefblaue Himmel und versprach einen heißen Tag. Endlich nahm die Mutter ihres Sohnes Hand. Er zog sie aber unwirksam wieder zurück und sagte: „Ach, laß, Mutter! Du meinst es gut. Aber was hab' ich davon? Eigentlich bist Du

1. doch schuld an allem, weil Du nicht weißt, was Du willst, und es auch nie gewußt hast. Auf Paschen und Wildern hast Du mich erzogen und wenn's dann schieß geht und Du's mit der Angst kriegst, dann steckst Du Dich hinter Siebenhaar und jammerst ihm was vor, und der soll dann mit einem Mal einen Heiligen aus mir machen.“

„Du weißt ja doch, Lehnert, was er alles für Dich gethan hat.“

„Weiß alles. Aber er darf mich nicht anpredigen, und wenn er's thut, so darf er nicht nach mir hinsehen, daß auch der Dummste merken kann, wen er meint. Das darf er nicht, und wenn ich ihn sehe, dann sag' ich's ihm auch.“

„Er will Dich sprechen nach der Kirche.“

„Da haben wir's. Also wieder abgefartert. Dacht' ich's doch.“

Ach Mutter, Du quälst mich und richtest nichts Gutes damit an.“ In diesem Augenblicke schwieg es drin und statt des Gesanges der Gemeinde hörte man nur noch das Nachzittern der Orgel und bald danach den eigenthümlichen Klapperton, mit dem die Pfenningstücke der einzeln und in Gruppen aus der Kirche Kommenden in die Dicht an der Kirchenthür aufgestellte Sammelbüchse fielen.

Und nun kamen auch die Leute selbst und gingen an dem Grabstein vorüber, auf die weit offenstehende kaum dreißig Schritt



Photographie von Franz Hartmann, Kunstverlag A.G. in München.

Frische Fische!
Nach einem Gemälde von Otto Lingner.

entfernte Kirchhofspforte zu, wobei sie der Frau Menz und ihrem Sohne freundlich zunickte; aber ehe sie noch den Ausgang erreicht hatten, erschien auch schon im Gesichtskreis der nach wie vor auf dem Grabstein Sitzenden ein breitschultriger und kurzhafter Mann von Mitte dreißig, dessen Stuphut und hochgrauer Rock mit grünen Knabatten, des Hirschjägers ganz zu geschweigen, über seinen Beruf keinen Zweifel lassen konnten. Born, im zweiten Knopfloch, an einem absichtlich nicht allzu kurzen Bande, trug er das Eisene Kreuz, das sich, eben weil das Band zu lang war, bei jedem Schritt in herausfordernder und jedenfalls in respekt-erwartender Weise hin und her bewegte. Der ganze Mann ein Bild von Selbstbewußtsein und Hochmuth!

„Guten Tag, Herr Förster,“ sagte Frau Menz und stand rasch auf, um ihm einen Kniz zu machen.

Der Förster Opiß nickte kurz, streifte Lehnert, der sich nicht gerührt hatte, mit einem Blick und ging dann weiter.

„Was bleibst Du nicht sitzen, Mutter? Warum hast Du geknizt? Er kam, er mußte grüßen, nicht Du. Aber das ist immer die alte Geschichte mit Dir. Du hast nur zwei Gedanken: Angst und Vorthel, und hast keinen Stolz und keine Ehre. Du bist noch ganz aus der Kriechezeit. Und nun gar kriechen vor dem, vor solchem Schubbejak! Ist er denn Dein Herr? Unser Heind ist er, weiter nichts. Gott sei Dank, er fürchtet sich vor mir. Aber ich wollt' es ihm auch rathen! Er kennt mich noch vom Gödlicher Scheibenstand her und weiß, ich hab' eine sichere Hand und ein gutes Auge.“

„Sei doch still, Junge! Du redst Dich noch ins Gericht. Und wenn Du durchaus reden willst, so rede nicht so laut. Es kann's ja jeder hören.“

„Soll's auch!“

Er hätte wohl noch weiter gesprochen, wenn nicht in eben diesem Augenblicke der alte Pastor Siebenhaar in Person von der Kirche her den Kirchhofsgang heraufgekommen wäre, neben ihm der Küster, zu dem er leise sprach.

Und jetzt erhob sich auch Lehnert.

„Ich möchte Dich noch sprechen,“ sagte der Alte, während er Lehnert im Vorübergehen die Hand reichte. „Komm in einer Viertelstunde! Das heißt, so Dir's beliebt.“ Und mit einem freundlichen Blick, der Lehnert zu Herzen ging, schritt der Alte weiter, erst auf die Pforte und dann, etwas rechts abbiegend, auf das hinter einer Reihe verchnittener Linden gelegene Pfarrhaus zu.

2.

Lehnert setzte sich nach dieser flüchtigen Begegnung wieder Sonst, wenn der Gottesdienst aus war, ging er mit seiner Mutter in den nahen Kretscham hinüber, um erst eine Stonsdorfer und hinterher einen „Grünen“ oder auch wohl einen Ingwer zu trinken. Heut aber war ihm nicht danach zu Muth. „Laß uns sehen, Mutter, wie das Grab aussieht!“ sagte er.

Er meinte das seines Vaters, und während er so sprach, nahm er der alten Frau Arm und ging mit ihr den langen Hauptgang hinauf, bis sie vor einem gut gepflegten Grabe standen, an dem nur die halb verwachsene Inschrift erkennen ließ, daß der Todte schon seit lange hier liegen müsse. Die Jahreszahl bestätigte das auch. „Hier ruhet in Gott Anton Menz, Stellmacher und Schreiner zu Wolfshau bei Krummhübel, geb. 13. März 1821, gest. 17. August 1859. Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.“

Lehnert faltete die Hände, als er die Worte las; wie er aber sah, daß die Alte nach ihrem Sacktuch suchte, riß er die Hände gleich wieder auseinander und sah ärgerlich weg, weil er wußte, daß alles bloß Schein und Komödie war und die Alte nur weinte, weil sie weinen wollte. Sie steckte denn auch das Tuch wieder ein und bückte sich, um eine große gelbe Studentenblume zu pflücken.

„Das war seine Lieblingsblume,“ sagte sie.

„Weißt Du das gewiß, Mutter? Ich habe noch keinen Menschen gekannt . . .“

In diesem Augenblicke schlug die Thurmuhr ein Viertel und Lehnert unterbrach sich mitten im Satz. „Es ist Zeit,“ fuhr er fort, „ich kann den Alten nicht warten lassen und muß nun hin und mir meine Vitanei holen. Als ob ich in der Kirche nicht

schon genug gehabt hätte! Willst Du hier auf dem Kirchhof warten oder gehst Du lieber gleich nach Hause? Eine Weile wird es in der Pastorstube doch wohl dauern, Siebenhaar ist nicht immer der kürzeste. Oder willst Du lieber nach dem Kretscham hinüber und Dir bei Pohl einen Ingwer geben lassen?“

Die Alte verschwor sich gegen den Kretscham und den Ingwer; ihr sei heute so andächtig wie lange nicht, und so wolle sie denn lieber gleich nach Hause. Da sei sie doch am liebsten und am nöthigsten. Opißens Christine hab' ihr freitlich versprochen, in der Küche nach dem Nechten zu sehen, aber vielleicht habe die gute Seele selber alle Hände voll zu thun.

Und so verließen sie denn gemeinschaftlich den Kirchhof.

Als sie draußen vor der Pforte waren, mußte die Alte, wenn sie nach Krummhübel und Wolfshau zurück wollte, scharf nach links hin abbiegen, sie ließ sich's aber nicht nehmen, ihren Sohn erst noch bis zum Pfarrhaus, das nach der entgegengesetzten Seite hin lag, zu begleiten, wo sie vorsichtig wartete, bis er eingetreten und im Flur verschwunden war. Dann aber steuerte sie sofort mit einem geschickten kleinen Umwege nach dem Kretscham hinüber, um sich hier den Ingwer geben zu lassen, den sie, „weil ihr heute so andächtig sei“, vor wenig Minuten erst abgelehnt hatte.

Lehnert stand inzwischen auf dem kühlen Fliesenflur und wartete, denn niemand erschien, trotzdem die Klingel zweimal angeschlagen hatte. Die Hofthür, hinter der ein alter Nußbaum stand, war weit auf und das Summen einer Wespe, die sich vom Hof her in den Flur verirrt hatte, war das einzige, was die Stille unterbrach. Endlich kam die Waqd und sagte, sie wisse schon, er möge nur eintreten.

Das that er denn auch.

Es war „des Alten“ Studierstube, die Lehnert von seinen Kindertagen her kannte. Das Christusbild, mit Friedrich Wilhelm III. und dem Kronprinzen zur Linken und Rechten, hing noch gerade so schief wie vor vierzehn Jahren, als er hier, wöchentlich zweimal, auf einer wackligen Konfirmandenbank geessen hatte. Alles genau wie damals und nur die Dielen noch etwas ausgehöhlter.

Lehnert hatte so seine Betrachtungen, kam aber nicht weit damit, denn in der nächsten Minute schon trat der Alte, der mittlerweile seinen Talar abgelegt und einen Inbiss genommen hatte, von der Nebenstube herein und ließ sich in einen vor seinem Schreibtisch stehenden Polsterstuhl nieder.

„Ja, Lehnert,“ hob er an, „es ist das alte Lied. Deine Mutter hat sich wieder über Dich beklagt.“

„Ach, Herr Prediger . . .“

„. . . Und daß Du wieder Deine Tobsucht hast und nichts wie bittere Worte sagst und ihm, ich meine natürlich Deinen Nachbar Opiß, den Tod an den Hals wünschst und fluchst und Dich verschwörst, daß er dran glauben solle. Lauter gotteslästerliches dummes Zeug, für das Du viel zu klug, und ich muß Dir das nachsagen, auch eigentlich viel zu gut bist. Ich begreife Dich nicht. Du hast doch einen guten Verstand und hast die gute Schule gehabt, und wenn ich auch weiß, daß man nicht immer nach dem Worte Gottes lebt, so kennst Du's doch und darfst nicht so sprechen, als ob Du's nicht kennst und als ob es gar nicht da wäre. Du weißt recht gut, daß es da ist, und weißt auch recht gut, daß Gottes Wort heilig ist und daß es das Klügste und Beste ist, seine Gebote zu halten. Aber Du redest drauf los wie ein Heide und Tärke . . .“

„Ach, Herr Prediger . . .“

„Wie ein Heide und Tärke, sag' ich, und thust es nicht bloß zu Haus und in Deinen vier Pfählen, Du sagst es auch jedem, der's hören will, und wenn Du Dich müde gesprochen und keine Worte mehr gegen ihn finden kannst, dann bindest Du mit dem Grafen an, dem guten gnädigen Herrn, von dem Du doch weißt, wie nachsichtig er ist, und hältst ihm vor, daß er was Besseres thun könne, als solchen Großthuer und Menschenquäler in die Kösterei zu setzen, und daß es kein gutes Ende nehme.“

Lehnert nickte.

„Nun siehst Du, Du nicht und hältst es nicht 'mal für nöthig, nein“ zu sagen und Deinem alten Freund und Lehrer, von dem Du weißt, daß er's gut mit Dir meint, mit einer Entschuldigung oder so was Aehnlichem entgegenzukommen. Du bist geblieben, wie Du schon warst, als Du hier mit Deinem blonden Krauskopf auf der Konfirmandenbank sahest. Das krause Haar haben sie Dir bei den Soldaten weggekämmt, aber den krausen

Sinn haben sie Dir nicht wegschaffen können, Du bist ein Trostkopf, voll Selbstgerechtigkeit, und glaubst, alles am besten zu wissen. Und nun liest Du auch noch allerlei dumme Blätter, in denen hochmüthige Schulmeister und verlogene Winkeladvokaten ihre Weisheit zu Markte bringen, und redest hier in den Kreiskammern herum von Freiheit und Republik und dem glücklichen Amerika. Lehnert, Lehnert, dazu bist Du mir viel zu schade! Sieh, Junge! aus Dir hält' eigentlich was Erdentheiliches und was ganz Gutes werden müssen, und nun verthust Du Deine Zeit mit schlechter That und schlechtem Wort. Ich lebe nun hier seit Anno 29 und noch zwei Jahre, dann hab' ich mein Jubiläum und ich darf wohl sagen, ich kenne Euch und weiß, daß Euch allen der Kaiser und Willddieb von Kindheit an im Leibe steckt. Das wird Euch so gleich mit in die Wiege gelegt und so nehmt Ihr's als Euer gutes Recht und wenn Ihr einen Grenzer oder Förster über den Haufen schießt, dann ist es nicht Mord, dann ist es Nothwehr. Ich weiß das alles und find' es traurig genug. Aber ich finde mich darin zurecht, das heißt, mißversteh' mich nicht, ich finde mich darin zurecht, weil ich die schwache menschliche Natur kenne, der es schwer wird, der Versuchung und der Sünde, die heute so ist und morgen so, zu widerstehen. Aber daß Ihr das alles in der Ordnung findet, daß Ihr thut, als ob das Gesetz sich gegen Euch verständigte, sich, das ist das Traurige. Und daß Du die Dummheit mitmachst und auch so sprichst, als ob der Epiz ein Scheusal und eigentlich nicht viel besser als der Gottseibeiuns wäre, das thut mir leid. Und nun sprich und sage was Vernünftiges. Aber erst trink ein Glas Wein mit mir! Es ist heiß und die Junge klebt einem am Gaumen."

Der Pastor trank auch wirklich ein Glas; Lehnert aber dankte. „Nun gut, dann se' Dich wenigstens. Und dann sage mir, was Du zu sagen hast."

„Ach, Herr Prediger, Sie wissen ja, wie's liegt, und wissen auch, wie sind nicht so schlimm, ich schon gewiß nicht. Ich war bei den Soldaten und weiß, was gehorchen heißt, und es ist gar kein vernünftiger Mensch, der gegens Gehorchen ist. Denn das hält alles zusammen. Und so muß auch das Gesetz sein. Aber die Menschen, ja, Herr Pastor, die Menschen, die machen den Unterschied und wenn die nichts taugen, dann ist es schlimm. Das weiß ich auch noch von den Soldaten her und ich darf wohl sagen, und ich hab' es schriftlich in meiner Akten, ich war ein guter Soldat. Aber auf die, die den Befehl haben, auf die kommt es an, und was giebt es nicht für Vorgesetzte! Da muß man antreten mit Gepäck und zwei Stunden auf dem Hofe nach-exerciren, und die Sonne brennt und sticht, und wie man sich quälen mag, der Paradeschritt taugt nichts, die Griffe bleiben falsch und wenn sie noch so richtig wären; immer wieder ran, immer wieder vor, und dann einen Stoß unters Kinn und Verwünschungen und Drohungen, daß man's wohl noch bis zum Zuchthaus oder bis zum Baugesängern bringen würde. Ja, Herr Pastor, solch ein Unteroffizier — und es giebt solche — verlangt auch Gehorham und findet ihn auch, aber wenn's dann paßt, dann stellt man ihm ein Bein oder schafft ihn über Eck. Und die, die das thun, die sind nicht gegen Gehorham und Disciplin, die sind bloß gegen den Unteroffizier. Und was mich angeht, Herr Prediger, ich bin nicht gegen das Gesetz, auch wenn ich's nicht immer halte, ich bin bloß gegen den Epiz, diesen Schuft und Schelm, diesen Saufaus und Menschenhinder."

Siebenhaar lächelte. „Da haben wir's wieder, ganz wie ein Buter, wenn er den rothen Lappen sieht. Du willst Person und Sache trennen. Aber geht das, hast Du ein Recht dazu?"

„Ich meine ja, Herr Pastor. Sie wissen, daß ich zwei Monat drüben in Jauer war, wie'n Verbrecher, unter lauter Weindel. Und das verdant ich ihm."

„Er hat Dich angezeigt. Das war seine Pflicht."

„Er hat mich angezeigt, das war seine Lust. So liegt es. Er ist immer lustig dazu, bei jedem; aber doppelt bei mir, denn wir sind alte Feinde, noch von den Soldaten und vom Kriege her. Ich kenn' ihn, Herr Pastor; er ist ein schlechter Kerl, und so lang ich denken kann, hat er mich gequält. Er war mein Oberjäger und kein gutes Wort hat er mir je gegönnt. Immer hart, immer roh, und nur wenn's in die Schlacht ging, war er wie'n Ohrwurm. Es giebt eben Augen, die sich verirren. Und dann, Herr Pastor, wenn er nicht gewesen wär', so hält' ich das Kreuz. Aber er hat dagegen gesprochen. Und was hat er gesagt? Ich

taugte nichts, ich wäre frech und übermüthig und man könne nicht jedem das Kreuz geben, der ein paarmal aus einem Fenster geschossen habe, bei guter Deckung. Wahr und wahrhaftig, bei guter Deckung, so hat er gesagt, der schlechte Kerl. Und er war gar nicht einmal dabei. Ich will nicht sagen, daß er feig ist, nein, feig ist er nicht, aber ein Reidhammel ist er. Und was dann nachher kam, ich meine das vorige Jahr, nun das weiß der Herr Pastor. Von Unschitt und Schimmelbrot will ich leben, wenn ich's dem Kerl verzeih, daß er mich belauert und an die Grenzaufsicher verrathen hat, und daß sie mich nach Jauer abgeliefert haben. Und warum? Um ein Stück Reichenberger Tuch, nicht der Rede werth! Immer hat er mir den Weg gekreuzt. Hol ihn der Teufel!"

Siebenhaar drohte halb scherzhaft mit dem Finger. Lehnert aber trat an den Alten heran und bat in einem Tone, drin sich Ernst und gute Laune die Wage hielten, um Entschuldigung.

„Ich will Dir den Teufel zu gute halten, Lehnert, wie-wohnten man ihn nicht anrufen soll. Aber versprich mir dafür, Friede zu halten. Ich weiß nicht, ob Epiz Dir unrecht gethan hat mit dem Kreuz, aber wenn es auch wäre, Du mußt es vergessen."

„Will's versuchen."

„Versprichst Du's ernsthaft? Hab' ich Dein Wort?"

„Ja! Aber wenn er wieder anfängt..."

„Er wird nicht. Ich werde mit ihm sprechen und Du sollst Bescheid haben. Vielleicht bald. Und dann komm ich selbst."

3.

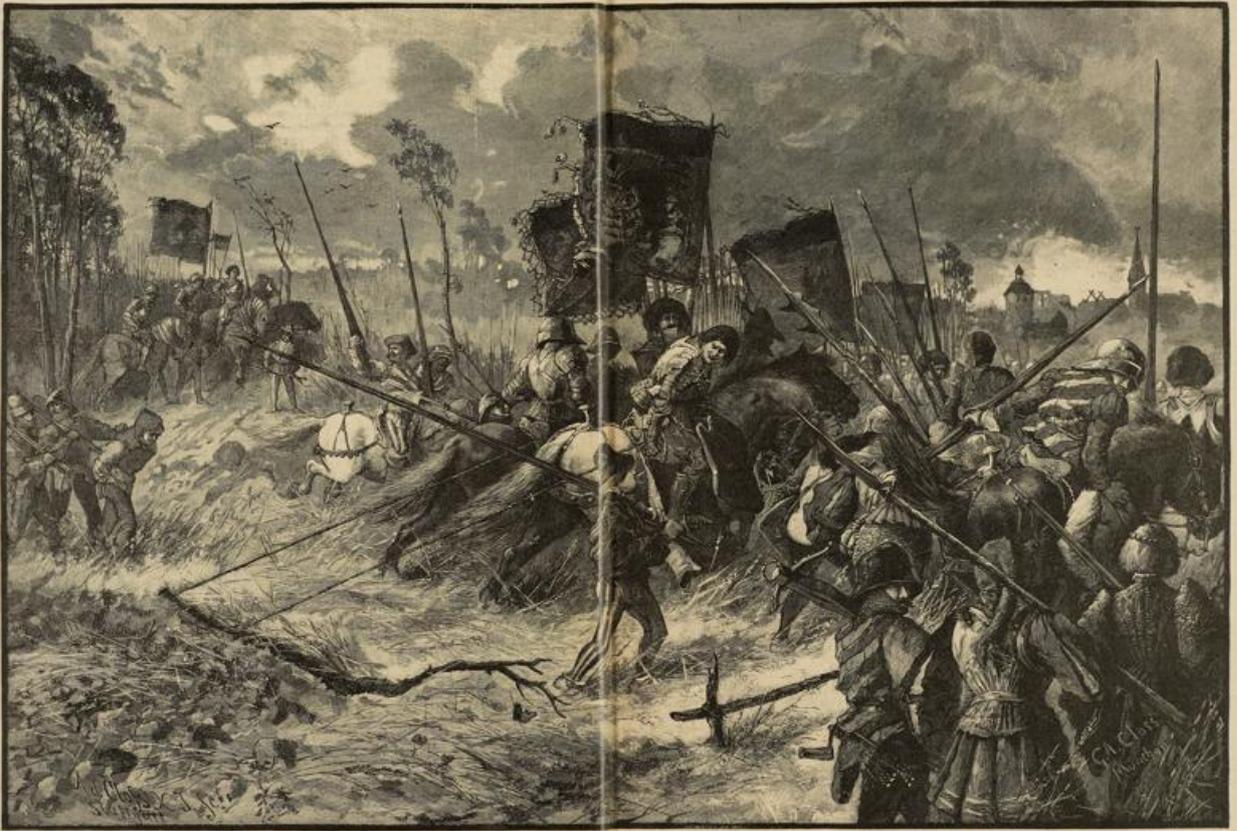
Während Lehnert dieses Gespräch hatte, schritt der, dem all diese Drohungen galtten, heimwärts auf Wolfshau zu, wo seine Försterswohnung mit der Menschlichen Stellmacherei zusammengrenzte. Der nächste Weg nach Haus wäre der unten im Thal, an der Lomnitz hin, immer Luftaufwärts, gewesen, er mied ihn aber, weil dieser nähere Weg ohne Wirthshaus war und er ernstlich vorhatte, sich bei einem Glase Bier und einem guten Gespräch von den Anstrengungen der Siebenhaarischen Predigt, die wie gewöhnlich gut, aber etwas lang gewesen war, zu erholen.

So stieg er denn, den Umweg nicht scheuend, die große Straße bergan auf Krummhübel zu, wo er sicher war, in dem prächtig gelegenen Wirthshause „Zur Schneefoppe" den ersehnten guten Trunk und vor allem auch eine gute, das heißt eine gefällige Gesellschaft zu finden, die sich's angelegen sein ließ, ihn reden zu lassen und ihn bei jedem dritten Worte „Herr Förster" zu nennen. Denn sich umworden und ausgezeichnet zu sehen und Ehre vor den Menschen zu haben, war das, wonach ihm zumeist der Sinn stand.

Sein Hühnerhund Diana, der darauf dressirt war, die Predigt draußen auf einer von der Sonne beschienenen Kiesstelle zu verschlafen, folgte dicht hinter ihm, ein schönes, schwarz und weiß geflecktes Thier. Und keine halbe Stunde, so bog er in Krummhübel ein, drin eine sonntägliche Stille herrschte. Links lief ein Bächlein und schäumte, Hühner und Sperlinge pickten überall umher, wo eine Krippe gestanden hatte, und in der offenen Hausthür lehnten einzelne Dorfbewohner und genossen der Sonntagsruhe.

„Guten Tag, Herr Förster," sagte Gerichtsmann Alois, seine Pfeife respektvoll aus dem Munde nehmend, und „Guten Tag, Herr Förster" wiederholte die nebenanwohnende, für gewöhnlich mit ihren Gunstbezeugungen etwas fargende Frau Böhmer den Gerichtsmann Aloisischen Gruß auch ihrerseits und trat aus ihrem Kramladen in die Dorfstraße hinaus, um dem Vorübergehenden die Hand zu geben, ja, sie schien ihn sogar anreden zu wollen. Des Försters Haltung aber war so steif und gemessen, daß selbst Frau Böhmer mit ihrer Frage zurückzuhalten für gut fand.

Und nun noch hundert Schritte, so stand unser Förster Epiz vor Erners „Schneefoppe", trat aber nicht über den Schwellstein in den Flur, sondern bog gleich daneben in einen von einem Staketenzaun eingefassten Garten ein, in dem um einen plätschernden Springbrunnen herum vor einer großen Veranda viele Sommergäste saßen. Sich diesen zu gesellen, fiel Epiz aber nicht ein, weil er im Vorübergehen herausgehört hatte, daß es Berliner waren, also Leute, von deren eigener Eingebildetheit er für die seinige nicht viel zu hoffen hatte. So ging er denn lieber auf eine kleine, von wildem Wein umwachsene Holzlaube zu, wo



Aus dem Hussitenkrieg von 1462.
Zeichnung von G. A. Glog.

noch niemand sah, und ließ sich hier an einem langen braungefrischeneu Eßtisch nieder; unmittelbar an der Wand daneben war ein Klingeldraht angebracht, der nach dem Wirthshause hinüber führte. Diesen zog er. Die Bedienung war aber einigermaßen säumig, was ihn, weil er eine Verkennung seiner Wichtigkeit und Würde darin erblickte, sofort heftig ärgerte. Wirklich, sein ohnehin etwas auf Schlagfluß deutendes Gesicht wurde von Minute zu Minute röther, und erst den Hut vom Kopf nehmend und gleich danach das Sacktuch aus seiner Tasche ziehend, begann er sich in nervöser Unruhe bald mit dem einen bald mit dem andern zu beschäftigen. Endlich kam die Bedienung, eine schöne schwarze Person, von der es hieß, daß sie Kunstreiterin gewesen und als Kind durch fünf Reisen gesprungen sei, was ihr jetzt freilich etwas schwer geworden wäre, und entschuldigte sich, daß der „Herr Förster“ so lange habe warten müssen.

„Schon gut, Marie, schon gut.“
 Und nun bestellte er eine Kulmbacher und ein Schnitzel.
 „Aber ohne Kapern und Sardellen!“

Die Kulmbacher kam denn auch bald, aber das Schnitzel ließ auf sich warten und in seiner sofort wiederkehrenden Unruhe nahm Dpiz diesmal, statt des Sacktüchles, ein Notizbuch aus seiner Tasche und begann Einzeichnungen zu machen, die, seiner Miene nach, von besonderer Wichtigkeit sein mußten. In Wahrheit aber

waren es bloß Krifelkrakel, bei deren gedankenloser Hinnalung er, aller Aufregung und Wichtigthurei zum Trost, neugierig nach der großen Veranda und den vor derselben stehenden Tischen hinüber sah.

Endlich unterbrach die Marie mit dem Schnitzel diese nervöse Geschäftigkeit, und einige Augenblicke nachher bekam Dpiz auch die Gesellschaft, nach der ihn verlangte. Ein Kamerad, der alte Förster von der Annakapelle, sammt Grenzaufseher Kraatz und Lehrer Wonneberger, dessen Schule bei den „Baberhäusern“ hoch oben im Gebirge lag, waren in den Ernerischen Garten eingetreten, und Dpiz ging ihnen, was eine große Auszeichnung war, drei Schritte entgegen und begrüßte jeden einzeln. Er sei froh, daß sie kämen, denn er hab' einen ganzen Sack voll Neuigkeiten. Es gehe wieder was vor und der gottvergessene Kerl, der Gambetta, stehe dahinter. „Was meinen Sie, Kraatz? Sie sind ja doch auch ein Mann, der was hört und weiß und mit dabei war.“

Während Dpiz noch so sprach, hatte man sich's um den Tisch her bequem gemacht. Die Klingel wurde gezogen, eine Bestellung folgte der anderen, und ehe zehn Minuten um waren, hörte man aus der Holzlaube her nichts als Lachen und das Zusammenstoßen der Seidel.

Vor der nachbarlichen Veranda aber, wo die Berliner gesessen hatten, war alles still und leer geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Gehörinstrumente für Schwerhörige.

Von Prof. Dr. A. Bürkner.

Kochdruck verboten.
 Alle Rechte vorbehalten.

Unter der erschreckend großen Zahl von Schwerhörigen giebt es leider nicht wenige, deren Gebrechen unheilbar ist. Diese schwersten Formen von Taubheit beruhen meist entweder auf einer durch Verdickungen und Verwachsungen hervorgerufenen verminderten oder aufgehobenen Beweglichkeit derjenigen Theile des Ohrs, welche den Schall aufzufangen und durch ihre Schwingungen fortzuleiten haben, oder in Störungen des schallempfindenden, nervösen Ohrabschnittes. Häufig ist die Vernachlässigung eines anfangs geringfügigen Othlatacths von seiten der Kranken oder ihrer Aerzte schuld an dem Eintreten der schließlich unheilbaren üblen Folgen, in andern Fällen können die sehr oft nachweisbare, verhängnißvolle Vererbung einer Reizung zu Ohrleiden oder der allgemeine Körperzustand, sowie verschiedene Ansteckungskrankheiten, wie Scharlach, Masern, Typhus, den Ausgangspunkt der Taubheit bilden.

Ein jeder von diesen Unglücklichen, deren Dasein durch ein so schweres Gebrechen getrübt wird, hat den Wunsch, die durch die Schwerhörigkeit im geselligen und im geschäftlichen Verkehr entstehenden, nur zu leicht zu völliger Vereinsamung führenden Schwierigkeiten zu heben oder doch zu verringern, und wer selbst in der Nähe des Ohrs laut Gesprochenes nicht mehr zu verstehen vermag, sucht meist auch ohne ärztliche Verordnung nach einem Mittel, welches zur verstärkten Wahrnehmung des Schalles dienen kann. Der einfachste Schallfänger, die hinter das äußere Ohr gelegte Hand, genügt in Fällen von hochgradiger Schwerhörigkeit nicht mehr, denn es wird dadurch nur eine geringe Vergrößerung der für die Gehörthätigkeit ohnehin untergeordneten Ohrmuschel erreicht; der Taube bedarf vielmehr eines von sachkundigem Arzte ausgewählten Hörwerkzeuges.

Solcher Vorrichtungen nun giebt es eine große Zahl in den verschiedensten Formen; aber leider findet sich darunter keine, welche etwa der von den Schwerhörigen so heiß ersehnten „Brille für die Ohren“ entspräche; denn sie sind alle unvollkommen und leisten bei weitem nicht das, was die Gläser für das Auge bieten. Sind doch auch die Verhältnisse bei beiden Sinnesorganen grundverschieden! Bei Anwendung der Brille für Kurz- und Weitsichtige sind wir in der Lage, nach physikalischen Gesetzen Unregelmäßigkeiten in der Lichtbrechung des Auges durch vorgelegte Zerstreuung- oder Sammellinsen aufzuheben, also das wahrzunehmende Bild außerhalb des Auges zu verändern, dem Fehler des Auges anzupassen, während wir den Ton vorläufig nur insofern beeinflussen können, als wir ihn verstärkt dem Ohre zuführen und durch den nun ausgiebigeren Reiz die verminderte Beweglichkeit der den Schall leitenden Gehörknöchelchen zu überwinden oder durch un-

mittelbare mechanische Einwirkung auf die letzteren eine lebhaftere Schwingungsthätigkeit herbeizuführen suchen müssen.

Leider sind auch die Hoffnungen, welche man auf die neueren akustischen Erfindungen, vor allem auf das „Mikrophon“* gesetzt hatte, nicht in Erfüllung gegangen. Bisher ist es wenigstens nicht gelungen, dieselben für Schwerhörige nutzbar zu machen.

Die schallverstärkenden Apparate sind im wesentlichen Trichter von verschiedener Größe und verschiedener Form, und zwar ist im allgemeinen die erstere für die Wirkung maßgebender als die letztere. Selten wird ein Schwerhöriger mit einem jener kleinen Instrumente, welche sich im Ohre verbergen lassen, eine erhebliche Gehörverbesserung erzielen, und an diesem Umstande scheitert nur zu häufig die Anwendung von Hörmaschinen überhaupt; denn es ist ein, zumal beim weiblichen Geschlechte, weitverbreitetes, im Grunde sehr thörichtes, durch eine gewisse Eitelkeit hervorgerufenes Bestreben, die Schwerhörigkeit möglichst zu verheimlichen; wird doch sogar die Empfehlung eines Hörrohres von seiten eines Ohrenarztes zuweilen als eine beleidigende Zumuthung angesehen.

Betrachten wir die gebräuchlichsten Formen von Hörrohren etwas näher!

Die kleinsten Instrumente sind Röhren von Silber oder Hartgummi von kreisrundem oder ovalem Querschnitt, welche an dem einen Ende eine trichterförmige Erweiterung besitzen. Dieselben werden so tief in den Gehörgang eingeschoben, daß das weitere Ende in die Ohrmuschel zu liegen kommt, und sind daher allerdings nicht auffallend; allein da der geringe Querschnitt des Trichters in nur sehr beschränktem Maße zur Sammlung von Schallwellen geeignet ist, so nützen diese kleinen Röhren meist nur in Fällen, in welchen die Schwerhörigkeit durch das Zusammenfallen der erschlafften Gehörgangswände, wie es bei alten Leuten vorkommt, bedingt oder vermehrt wird; hier ist dann nicht die Verstärkung des Schalles, sondern die durch das Einführen des Instrumentes herbeigeführte Oeffnung des Kanals das Wesentliche.

Ein ähnliche, gleichfalls fast völlig zu verbergende kleine Vorrichtung besteht aus Hartgummi und besitzt eine jagdhornförmige Krümmung; auch hier wird der schmälere Theil in den Gehörgang geschoben, der weitere Theil hingegen erhält seinen Platz, mit der Oeffnung nach hinten, in der Ohrmuschel. Der Hauptzweck des Röhrechens ist, die Fläche des den Gehörgang von vorn her klappenartig schließenden, dreieckigen Knorpels zu vergrößern, weil diesem eine besondere Thätigkeit bei der Zulassung der Schallwellen

* Eine schallverstärkende Vorrichtung in den Fernsprecheinrichtungen.

beigemeßen wird. Allein ein bedeutender Erfolg wird auch durch diesen Apparat nur selten erzielt.

Die größeren, wirklich brauchbaren Schallfänger bestehen aus einem trichter- oder becherförmigen, behufs Abschwächung von Nebengeräuschen zuweilen mit einem Drahtgeflecht oder Metallsieb gedeckten Sammelgefäß und einem in den Gehörgang einzuführenden, in sehr verschiedener Weise gekrümmten Ansatzrohr. Sie müssen in der Hand gehalten werden, lassen sich aber wohl auch auf dem Tisch aufstellen oder an Spazierstöcken befestigen. Diese Trichter oder Trompeten werden entweder aus Metall oder aus Hartgummi, Papiermasse u. dergl. hergestellt und besitzen je nach dem verwandten Material eine verschiedene Wirkungskraft; das Metall verstärkt den Ton zwar mehr, allein derselbe erhält leicht einen „blechernen“ Beifang und wird durch das Auftreten störender Nebengeräusche mitunter so erheblich beeinträchtigt, daß im allgemeinen die Hartgummiapparate entschieden den Vorzug verdienen.

Von der früher fast ausschließlich verwandten Trompetenform hat man in neuerer Zeit mehr und mehr abgesehen, indem man wohlüberlegter Weise versucht hat, durch Herstellung parabolisch gekrümmter Schallfänger den Zweck der Instrumente in befriedigenderer Weise zu erreichen. Solche parabolisch gekrümmte Apparate besitzen in der Regel die Form einer Suppenkelle, wenn der Ohransatz ziemlich lang und seitlich am Schallfänger angebracht ist, oder einer Tischglocke, wenn der Ohrtheil unmittelbar am Scheitel des Paraboloids ansetzt. Doch giebt es auch derartige Apparate von ganz anderer Form. Besonders zweckmäßig erscheinen parabolisch geformte Schallbecher, welche die Schallwellen in einen zweiten, nach innen, d. h. nach dem Ohransatz offenen, gleichfalls parabolisch gekrümmten Hohlraum werfen, von wo aus sie dann dem Ohr zugeleitet werden.

Dasjenige Instrument, welches weitaus am häufigsten bei hochgradig Schwerhörigen anwendbar ist, besteht in einem Trichter oder Becher aus Hartgummi, dem „Mundstück“, und einem etwa dreiviertel Meter langen Schlauch mit rechtwinklig gekrümmtem Ohransatz. Das Mundstück ist so weit, daß es die Lippen des hinein Sprechenden nahezu bedeckt, der Schlauch, welcher aus spiralig aufgewundenem Draht mit Leder- und Seidenfadenüberzug besteht, verläuft am besten tonisch, das heißt vom Trichter nach dem Ohrtheile zu enger werdend.

Diesem „Hörerschlauche“ haftet gegenüber den größeren und weiteren Schalltrichtern, welche sich entschieden für minder Schwerhörige am besten eignen, nur der eine Nachtheil an, daß er nicht wie jene das von mehreren Personen gleichzeitig Gesprochene und auch in größeren Räumen wie in der Kirche, in Konzerten zu hören gestattet. Allein dies kann eben nur bei noch nicht hochgradig Schwerhörigen die Aufgabe der Hörmaschine sein; die Mehrzahl der Kranken, welche überhaupt regelmäßig eines Apparates bedürfen, müssen auf die Beherrschung eines größeren Umkreises verzichten und sich auf das Zwiegespräch beschränken, und für dieses letztere giebt es kein bequemeres und kräftigeres Hilfsmittel als eben den Hörerschlauch. Nur darf der Sprechende niemals laut in den Schalltrichter hineinschreien, da es fast stets genügt, mit gewöhnlicher Tonstärke oder doch mit ganz wenig erhöhter Stimme zu sprechen, vorausgesetzt, daß sehr deutlich artikuliert wird. Zu starker Schall wird nicht nur unverständlich, sondern greift auch die Gehörnerven der Tauben sehr schnell an.

Ein nicht zu unterschätzender Vortheil des Hörerschlauches besteht auch darin, daß derselbe leicht in der Tasche oder um die Schultern gehängt getragen werden kann und daß der Sprechende in einer verhältnismäßig großen Entfernung vom Hörenden, jedenfalls etwa an der entgegengesetzten Seite eines Tisches, seinen Platz haben kann. Wer je zu einem Tauben längere Zeit ohne Hilfsmittel, also unmittelbar in das Ohr hinein, gesprochen hat, wird die Wohlthat, welche auch in dieser Hinsicht der Hörerschlauch bietet, zu schätzen wissen.

Für alle die bisher besprochenen Apparate und besonders für die trichterförmigen gilt das eine, daß sie nicht in dem gleichen

Verhältniß, wie sie den Schall verstärken, auch eine größere Deutlichkeit der Wahrnehmung vermitteln. Vielmehr kann es sehr oft beobachtet werden, daß gerade, wenn ein Instrument den Ton der Stimme dem Ohr recht laut zuführt, die Deutlichkeit leidet, Nach- und Nebengeräusche entstehen; und da es für die Schwerhörigen meist weniger auf die bloße Verstärkung des Schalles als auf größere Deutlichkeit der gehörten, aber nicht verstandenen Worte ankommt, so ist der Nutzen der Hörmaschinen, zumal bei noch nicht höchstgradig Tauben, nur zu oft ein sehr geringer. Es kommt hinzu, daß bei einem großen Theil der Ohleidenden, welche ein bestimmtes Instrument mit Erfolg benutzen, durch längere Anwendung desselben eine unerträgliche Reizung der Hörnerven entsteht, welche den Schwerhörigen von selbst zur Ausschaltung des Apparates zu veranlassen pflegt und stets als ein Zeichen dafür angesehen werden muß, daß, wenn überhaupt, nur mit Vorsicht, immer auf kurze Zeit und etwa bei besonderen Gelegenheiten ein künstliches Hilfsmittel angewandt werden darf. Solche Gelegenheiten sind für die minder Schwerhörigen, für welche überhaupt ein gesellschaftliches Leben mit seinen geistigen Genüssen noch in Frage kommt, Konzert, Vorträge, kleinere Gesellschaften, Theater; doch wiederholt sich die Erfahrung täglich, daß mit Ausnahme der Musik alle diese Arten der Unterhaltung meist schon sehr frühzeitig von den Schwerhörigen aufgegeben werden, nicht allein, weil nur immer ein Theil des Gebotenen richtig wahrgenommen werden kann, sondern auch wegen der mit dem angespannten Lauschen verbundenen Uebermüdung.

Immerhin wird im allgemeinen von Hörinstrumenten noch viel zu wenig Gebrauch gemacht. Im engeren gesellschaftlichen Zusammenhänge könnte mancher Schwerhörige durch die Benutzung eines geeigneten Apparates sich und andern den Verkehr wesentlich erleichtern; vor allem aber ist für die Erziehung schwerhöriger Kinder ein Hörrohr zuweilen von überraschend günstigem Einfluß, sei es im Klassen- oder, was häufiger in Betracht kommt, im Einzelunterricht. Gar manches Kind, welches für den gewöhnlichen Schulbesuch zu schlecht hört, kann mit Hilfe eines Schalltrichters oder eines Hörerschlauches sehr wohl unterrichtet werden, und es läßt sich in derartigen Fällen sogar zuweilen die Einweisung in eine Taubstummenanstalt, welche sonst erforderlich wäre, unnötig machen.

Ein großer, oft verhängnisvoller Fehler ist aber auf der andern Seite, wenn ein Schwerhöriger eine Hörmaschine ohne Verordnung eines sachverständigen Arztes auswählt und in Gebrauch nimmt. Es ist

immer ein besonderer Zustand des Gehörorgans für die Anwendung derartiger Hilfsmittel vorauszusetzen, und ob derselbe vorliegt, ob ferner dieses oder jenes Instrument für den Kranken geeignet sein wird, — was meist nur durch eine Reihe von Beobachtungen und Versuchen festzustellen ist, — wie oft, bei welchen Gelegenheiten, wie lange jedesmal der Apparat in Anwendung gebracht werden darf, alle diese Fragen kann nur und muß in jedem einzelnen Falle der Ohrenarzt nach eingehender persönlicher Untersuchung des Patienten entscheiden. Nur zu oft ereignet es sich, daß der Taube durch den unweckmäßigen Gebrauch eines für ihn ungeeigneten Hörrohres, welches ihm von einem Bekannten empfohlen oder durch eine schwindelhafte Zeitungsanzeige bekannt geworden ist, dauernden Schaden leidet; und besonders wird dadurch oft gefehlt, daß ein Schwerhöriger zu früh ein Instrument, oder wenigstens ein zu kräftig wirkendes Instrument bei jeder ihm günstig scheinenden Gelegenheit benutzt und dadurch sein Gehör, anstatt es zu schonen und zu üben, abstumpft oder überempfindlich macht. Darum bediene sich niemand eines Hörrohres ohne die Empfehlung eines dazu befähigten Arztes, dessen Vorschriften dann aber auch genau zu befolgen sind!

Außer den bisher besprochenen Schalltrichtern, denen auch der Hörerschlauch als auf gleichem Grundsätze beruhend hinzugezählt werden kann, giebt es noch Hörapparate anderer Art. Früher waren z. B. „Schallfänger“ oder „Hörsehnen“ vielfach in Gebrauch, schüsselförmige oder muschelförmige Instrumente von Metall, wohl auch geradezu Muscheln, welche hinter oder über dem Ohr befestigt wurden und gewissermaßen die Fläche der Ohrmuschel vergrößerten, also mehr Schallwellen sammeln helfen sollten; einen Ohransatz besaßen dieselben nicht, der Ton wurde mithin nicht



Hörerschlauch.

unmittelbar dem Gehörgang zugeführt. Einen ähnlichen Zweck hatten auch die „Dhriffen“, welche hinter dem Ohre angebracht wurden, um den Anheftungswinkel der Ohrmuschel am Schädel zu vergrößern, ein vermehrtes Absteigen des Ohres herbeizuführen. Die Apparate dieser Gattung haben nur in vereinzelten Fällen irgend welchen Werth und werden heute kaum noch verwendet, zumal die Schallfänger leicht infolge zu starker Schwingungen Nebengeräusche erzeugen und die bei den Rissen wesentliche Voraussetzung, daß die Schärfe des Gehörs vom Anzagwinkel der Ohrmuschel abhängig sei, vollkommen irrig ist.

In neuerer Zeit hingegen hat man mehrfach „feste Schalleiter“, meist in Gestalt von Fächern (Audiophon, Dentaphon) empfohlen, welche das Geheiß der Schallfortpflanzung durch die Schädelknochen nutzbar machen. Man glaubte, daß in Fällen, in welchen der Zustand des Trommelfells und der Gehörknöchelchen für eine Leitung des Schalls nicht mehr ausreicht, wohl aber die Schallwellen noch durch die Kopfknochen auf das Centralorgan übertragen werden können, durch eine vermehrte Zuführung von Tonschwingungen zum Schädel eine verstärkte Gehörwahrnehmung zu erzielen sein würde. Leider erweisen sich diese Instrumente, besonders das bekannteste, das Audiophon, ein am Griff in der Hand gehaltener, federnder Fächer von Hartgummi, dessen obere Kante gegen die Schneideähne gedrückt wird, in der Praxis nur äußerst selten als nutzbringend, wemgleich allerdings durch die Anwendung nicht so leicht Schaden gestiftet werden mag, als durch die Schalltrichter.

Gleichfalls von beschränkter Brauchbarkeit sind solche Apparate, welche durch Uebertragung der Schallwellen unmittelbar auf das Trommelfell zu einer verstärkten Schallwahrnehmung führen sollen. Ein neues kleines Instrument dieser Art besteht aus einer Gummipolsterung, welche in die Ohrmuschel zu liegen kommt und die von dieser erhaltenen Tonschwingungen durch ein das Trommelfell berührendes Gummistäbchen auf diese sehr empfindliche Membran überträgt. Die Wirkung für die Hörschärfe ist selten groß, oft aber reizt das kleine Instrument mechanisch derartig, daß sich seine Anwendung schon dadurch verbietet.

Nur eigentlich unter einer Voraussetzung kann man durch unmittelbare Belastung des schalleitenden Apparates eine Gehörverbesserung herbeiführen, und zwar wenn das Trommelfell durchlöchert ist. In diesem Falle läßt sich durch Bedeckung der beschädigten Stelle und einen gleichzeitig ausgeübten sanften Druck auf den stehengebliebenen Theil des Häutchens zuweilen viel helfen. Die Apparate, welche zur Verschließung des Loches benutzt werden, nennt man gewöhnlich „künstliche Trommelfelle“; sie bestehen aus Gummistoff, Papier, Watte oder ähnlichen leichten Körpern und können bei einiger Übung vom Kranken selbst je nach Bedarf eingeführt werden. Doch ist ihre Verwendung nur dann gestattet, wenn keine Entzündung, namentlich kein eitriger Ausfluß im Ohre besteht, und da sie immerhin sowohl die Schleimhaut als auch die Hörnerve nicht selten erheblich reizen, so dürfen sie auch nur tagsüber, zuweilen selbst nur wenige Stunden, getragen werden.

Leider finden sich unter den vielen Tausenden von Personen, welche beschädigte Trommelfelle besitzen, nur verhältnißmäßig wenige, denen das künstliche Trommelfell wirklich gute Dienste leistet. Es rührt das auch hier daher, daß eine Anzahl von hier nicht näher zu erörternden Bedingungen erfüllt sein muß, wenn die Vorrichtung anwendbar oder nutzbringend sein soll.

Gerade auch das künstliche Trommelfell darf nur auf Verordnung eines in der Ohrenheilkunde bewanderten Arztes in Gebrauch genommen werden, denn kein Instrument kann so schädlich werden wie dieses, weil hierbei nicht allein die oftmals sehr bedeutende Ueberreizung der Hörnerve eintritt, die in vielen Fällen für die Anwendung ein unüberwindliches Hinderniß bietet, sondern auch eine Entzündung der Paukenhöhlen-schleimhaut und des Trommelfells hervorgerufen oder verstärkt und dann eine Zurückhaltung von Eiter herbeigeführt werden kann, welche nicht selten zu tödlichen Folgekrankheiten Veranlassung giebt.

Bei Besprechung des „künstlichen Trommelfells“ müssen wir

zum Heile vielleicht manches schwerhörigen Lesers eines seit einigen Jahren lebhaft betriebenen Schwindels mit sogenannten „künstlichen Dhrtrommeln“ gedenken, welche leider nur zu häufig bei den Kranken, welche sie benutzen, Unheil stiften. Bekanntlich versuchen es viele an einer unheilbaren Krankheit Leidende, nachdem sie verschiedene Aerzte ohne den gewünschten Erfolg zu Rathe gezogen haben, schließlich gern mit irgend einem Geheimmittel oder dem Rathe eines Kurpfuschers. Ganz besonders neigen hierzu die Schwerhörigen, und dieser Umstand hat eine Unmasse von Geheimmitteln und angeblich sicher wirkenden Apparaten gegen Taubheit gezeitigt, unter anderem auch einen gewissen Nicholson veranlaßt, zum Zwecke des Gelderwerbes das leichtgläubige Publikum durch den Verkauf seiner „künstlichen Dhrtrommeln“ auszubeuten, — was den Ertrag betrifft, augenscheinlich mit bestem Erfolge, denn die Anfragen von Kranken bei den Ohrenärzten in betreff der angepriesenen Wundervorrichtung oder der darauf bezüglichen Schrift mehren sich von Monat zu Monat, zumal da die Art und Weise, mit welcher der „Erfinder“ des Apparates vorgeht, dazu angethan ist, bei weniger urtheilsfähigen Menschen den Eindruck der Vertrauenswürdigkeit zu erwecken. — Betrachtet man indessen die Schrift, welche mit ihren zum Theil gefälschten (weil auf das längst bekannte „künstliche Trommelfell“, nicht aber auf die „künstlichen Dhrtrommeln“ bezüglichen) Aufzeichnungen aus wissenschaftlichen Werken, ihren anatomischen Abbildungen, facsimilirten Diplomen und Empfehlungsschreiben für die „neue Erfindung“ Reklame zu machen bestimmt ist, so findet man, daß es sich um einen Schwindel handelt, und wir halten es für unsere Pflicht, denselben aufzudecken.

Was zunächst das Instrument selbst betrifft, so ist es ein künstliches Trommelfell in veränderter Gestalt; es besteht aus einem durchsichtigen Gummihäutchen, welches mit einer Gold- oder Silberplattirung versehen ist und auf das Trommelfell aufgedrückt wird; als Stiel dient ein Röhrchen von magnetischem Stahl, welches zum Zwecke einer verstärkten nervösen Thätigkeit „die Schallwellen in die Ohnerve mit geringer magnetischer Kraft entleert“; das Röhrchen trägt überdies an seinem andern Ende eine zweite Scheibe, welche in den Gehörgang zu liegen kommt und den Apparat in der richtigen Lage halten soll. — Daß ein solches Instrument in

Fällen, in welchen das natürliche Trommelfell schadhast ist, von Nutzen sein kann, ist nicht zu bestreiten; aber gerade darin, daß wohl manchen Patienten damit geholfen wird, liegt eine Begünstigung und eine besondere Gefahr des Schwindels; eine Gefahr, weil die Vorrichtung gerade wie das gewöhnliche, von Ohrenärzten schon längst angewandte „künstliche Trommelfell“, von dem sie ihre Grundform und den leitenden Gesichtspunkt überhaupt entlehnt hat, bei der überwiegenden Mehrzahl der Kranken schädlich wirken muß. Die Versicherung des „Erfinders“, daß seine „künstlichen Dhrtrommeln“ „die Gehörorgane in keiner Weise schädigen“ und daß sie „ohne Unbequemlichkeit Tag und Nacht im Ohre getragen werden können“, ist daher ebenso unwahr wie die an anderer Stelle zu lesende Behauptung, daß die Erfindung „von den ersten Nachmännern Europas und Amerikas geprüft und als vollkommen unschädlich befunden worden ist.“

Was man ferner von der Besserung des „Erfinders“ zu halten hat, daß er seine „Dhrtrommeln“ niemals in Fällen verende, bei welchen seiner Ansicht nach keine Besserung durch Anwendung derselben zu erwarten sei, geht zur Genüge aus der Anpreisung hervor, daß, wie er schreibt, sein Instrument „vertrauensvoll als ein sicheres Linderungsmittel angewandt werden kann, wenn die Taubheit verursacht wird durch Skrophulose, Katarrh, Brüche, Abscesse, Ausflüsse oder Trockenheit der Ohren, verhärtetes Ohrenschmalz, Wirkung von Chinin, Erkältung des Kopfes, Scharlach, Masern, Keuchhusten, Kanonenschüsse u. dgl., oder wenn das natürliche Dhrtrommelfell durchbohrt, zerstört (wie wir gesehen haben, die einzige mögliche Vorbedingung für Anwendung des künstlichen Trommelfells) oder locker ist, oder die Taubheit eine Folge hohen Alters ist.“ Es gehört wahrlich nicht viel



Audiophon.



Schallbecher.

Urtheilsvermögen dazu, um in dieser Liste den Schwindel sofort zu erkennen!

Natürlich ist der „Erfinder“ auch „genöthigt, auf Vorausbezahlung in allen Fällen zu bestehen,“ denn wenn die Apparate vor der Bezahlung versuchsweise angewandt werden dürften, so würde er sie mindestens in neun Zehnteln der Fälle zurückbekommen.

Indem wir unsere Leser eindringlich vor denselben warnen,

empfehlen wir, vorkommenden Falles sich von einem sachkundigen Arzte ein geeignetes Hörrohr verordnen zu lassen. Wird sich auch leider, wie wir gesehen haben, nicht für jeden Schwerhörigen ein erfreulicher Erfolg damit erzielen lassen, so ist doch in einer großen Reihe von Fällen viel mit solchen Hilfsmitteln zu erreichen, und dieselben sollten deshalb viel öfter versucht werden, als es bisher geschah.

Neujahrsgruß für 1890.

Seh' du zur Erde deinen Fuß
Mit Vorsicht, erstes im Jahrehüte!
Bringst wirklich du den Friedensgruß,
Den wahren, den die Welt ersehnte?
O hü! ihn wohl! Ein Funke schon
Kann leicht den großen Brand entzünd'n,
Dass hell des Krieges Fackeln loh'n
Und Feuer spricht aus er'nen Schländen.

Wie athemlos harret dein die Zeit!
Die Wünsche, Hoffnungen und Klagen,
Die dich erwarten, würden weit
Die höchsten Bitten überragen.
Wo noch ein finst'rer Born sich bännt
Und wo noch Unrecht kränkt, versöhne!
Wo gute That noch ward versäumt,
Wo danklos blieb Verdienst, da kröne!

Du führst den letzten Reigen an,
Bewahr' fürs künftige Jahrhundert,
Was unsres recht und gut gethan
Und was gerechter Stolz bewundert.
Aeig' auch zu Wiegen deinen Stab
Und zu des Lebens ersten Stufen,
Zu jenen, die, wenn wir im Grab,
Zum Weiterkämpfen sind berufen!

Was birgt dein Schos? O gib es kund!
Wir spä'h'n nach deiner Stirne Falten,
Nach deinem festgeschloss'n Mund;
Verhüllt umgeben dich Gestalten
Und alle schweigend — durch die Nacht
Erdönen Glocken, zu den Waffen,
Ihr Geister, die ihr mit uns wacht,
Mit uns'rem Denken, Ringen, Schaffen!

Sermann Lingg.

Amor der Honigdieb.

Rechtlich vorbehalten.
Alle Rechte vorbehalten.

„Einst ward Gros, der Dieb, von der zornigen Biene gestochen, Als er Honig dem Korb entwendete. Vorn an den Händen hatte sie all' ihm die Finger durchbohrt und er blies sich die Hände schmerzvoll, sprang auf dem Boden und stampfete. Jesho der Mutter zeigt' er das schwellende Weh und jammerte, daß so ein kleines Thierchen die Biene nur sei und wie mächtige Wunden sie mache. Lächelnd sprach Aphrodite: Du bist wohl ähnlich der Biene! Schau wie klein du bist und wie mächtige Wunden du machest.“



iesem kleinen ansprechenden Gedanken, welchen wir mit diesen Worten in Voss' Musenalmanach des Jahres 1800 wiedergegeben finden, birgt unter der Ueberschrift „Der Honigwabendieb“ ein reizendes griechisches Gedicht, das unter dem Namen des berühmten sicilischen Hirtendichters Theocrit geht. Der Dichter stammte aus Syrakus und seine Blüthe fällt um das Jahr 275 vor Christi Geburt; in der Sammlung seiner Idyllen bildet das Gedichtchen die 19. Nummer, und haben die Forschungen der Gelehrten das Liedlein dem alten Griechen auch aus mancherlei Gründen abgesprochen, so glaubte doch das Alterthum an seine Verfasserschaft und freute sich an dem lieben Geisteskinde seiner idyllischen Muse. Solch ausnehmendes Gefallen fand man daran, daß ein Dichter einer viel späteren Zeit sich entschloß, das Liedlein in eine neue Form zu gießen. Die hexametrische Bearbeitung schien nämlich für den leichten Stoff zu schwer, und nun wurde eines jener leichtfüßigen Liedchen daraus, die jeder andere Dichter eher als der gute Anakreon aus Teos (um 540 v. Chr.) versfertigte, die aber doch seinen Namen führen und „Anakreontika“ genannt werden. In diesem neuen leichten Gewande, das ihm vielleicht im zweiten vorchristlichen Jahrhundert umgehängt worden sein mag, fand es nun weiteres Gehör — wie mancher Liebhaber mag es geträllert haben! Nun drang der an sich nur unbedeutende Gegenstand tief in das Gedächtniß der Menschheit, so tief, daß seinen Inhalt Jahrtausende nicht daraus verdrängen konnten.

Zwar entzieht sich die Geschichte und Wanderung dieses Liedes auf Jahrhunderte unseren spürbaren Blicken, umgekommen aber ist das Blümlein der Poesie nicht. Im 16. Jahrhundert taucht es wieder auf, und von da an können wir seine weiteren Schicksale ziemlich deutlich verfolgen. Damals, im Zeitalter des Humanismus, blühte ja die klassische Dichtkunst neu auf, und so kam es,

daß selbst dies kleine Machwerk einer längst verschwundenen Zeit wieder Leben gewann. Da war es zunächst ein Gelehrter, Ursinus Velius, der sich darüber hermachte, es zu neun lateinischen Hexametern umgestaltete und das Ganze „Amor Melligerus“ (Amor der Honigdieb) benannte. Auch andere zeitgenössische hochansehnliche Gelehrte fanden sich zu dem Theocritischen Jodel hingezogen und setzten es in lateinische Verse um, ja schließlich war es kein geringerer als Philipp Melancthon selber, der als gewandter Meister in griechischer und lateinischer Sprache eine gleiche Uebersetzung in neun Zeilen versuchte. Sie alle geben wohl die einzelnen Worte des Urbildes in ihren Worten aufs genaueste wieder, doch die Glätte des griechischen Ausdrucks fehlt allen. Als aber im Laufe der Jahrhunderte der Glanz der lateinischen Sprache mehr und mehr erlosch, als die eigenen Muttersprachen wieder zur Geltung gelangten, da wollte man dies Liedchen vom Honigdieb im Klang der heimatlichen Mundart hören. Schnell ward es ins Italienische, ins Englische übersezt, und selbst das isländische Idiom mußte sich dem Stoffe beugen.

Die Deutschen standen nicht zurück. Schon 1782 giebt Stäudlin im „Schwäbischen Musenalmanach“ eine niedliche deutsche Fassung, neben der andere ungefähr gleichzeitige Uebersetzungen kaum ankommen können. Daß unser Lied in allen neueren Uebersetzungen des Theocrit oder des Anakreon nicht fehlt und auch in manche Blüthenlesen aus griechischen Dichtern Aufnahme fand, das verzieht sich wohl bei der angedeuteten Beliebtheit von selbst. Ließ sich doch sogar ein Lessing, der die Schönheiten seiner Klassiker trefflich kannte, dazu herbei, den Anfang des Gedichtes zu benutzen und ihn in folgender Weise wiederzugeben:

„Als Amor in den goldenen Zeiten,
Berliebt in Schäferhütbarkeiten,
Auf bunten Blumenfeldern lief,
Da stach den kleinsten von den Göttern
Ein Bienechen, das in Rosenblättern,
Wo es sonst Honig holte, schlief.“

Aber auch die schönen Künste haben sich des reizenden Stoffes bemächtigt. Zunächst die Musik. Daniel Friederici sezt es vierstimmig in Musik und nimmt es in den 2. Theil seines „Musikalischen Sträußleins“ auf, der 1624 in Greifswald erschien. Auch

den Text scheint er sich hierfür neu übersezt zu haben, der bei ihm ganz selbständig lautet:

„Einstmals das Kind Cupido klein
Zum Bienentorbe came,
Den Bienlein ihren Honiglein
Zu essen daraus nahm.
Ungfähr ihn in den Finger stach
Ein Bienlein mit dem Angel,
Drob er bekam groß Ungemach
Und in dem Finger Mangel.

Er lief bald zu der Mutter sein,
Thät ihr solches anjagen,
Sprach: „Mutter, liebste Mutter mein,
Was soll ich dir jetzt klagen!
Ich muß vor Schmerzen sterben schier,
Vom Bienlein ich's bekommen,
Mich wundert, wo dies kleine Thier
So große Macht genommen.

Zu lachen fing die Mutter an,
Sprach: „Was hör' ich jekunder,
Hat dir das Bienlein leid gethan?
Das laß dir sein kein Wunder.
Du bist ja auch ein kleines Kind
Und thust oft großen Schaden
Denen, die da viel größer sind
Denn du, drum laß dein Klagen.“

Auch der bekannte Leipziger Thomaskantor Hermann Schein komponirte ein ähnlich anfangendes Gedicht, das freilich in der Form des 17. Jahrhunderts sich etwas dürftig ausnimmt:

„Einstmals von einem Bienlein
Amor sehr hart
Gestochen ward
In seine zarten Fingerlein,
Als er zu tief

In Bienstock griff,
Den Honig süß zu stehlen,
Er hüßen muß!
Die Honiglust,
Sein Anschlag thät' ihm fehlen.“

Um 1650 singen ein ähnliches Liedlein zwei Mädchen im Walde, die der berühmte Satiriker Moscherosch in seinen „Gesichten Philanders“ einführt. Sie singen da:

„Hier auff dieser Liebesmatt'
Cupido vor dreien Tagen,
Weil er nichts zu schaffen hatt',
Wolt sein Zelt und Lager schlagen.
Ach Cupido, kleiner Schelm
Wie machstu so große Wunden!“

Dann geht es aber anders weiter und schließt mit den poetischen Reimen auf Amor:

„Du Stupfer, du Hanser,
Du Leder, du Lanter,
Du Schlefer, du Mausfer,
So soll es dir gehen,
Recht ist dir geschehen,
So soll dir es gehen.“

In gleicher Weise machte sich die bildende Kunst den Vorwurf zu nuße. Lucas Cranach ist's, der die Scene in einem Bilde von 1530 dargestellt hat, das sich jetzt in Weimar befindet, und ein



diesem sehr nahe kommendes Bild treffen wir in der großherzoglich schwerinschen Galerie, unter welches ein paar lateinische Distichen geschrieben sind, die deutsch ungefähr so lauten:

„Während der Knabe Cupido entraubt dem Bienentorb Honig,
Sticht eine Biene den Dieb in seine Finger, o weh!
Also bringet auch uns das kurzverrauschte Vergnügen,
Das wir ersehnen, nur Leid, bringt uns nur bitteren Schmerz.“

Erst neuerdings wieder zeigt uns den Gegenstand ein Aquarellbildchen: Amor, von einer großen Biene am Leibe gestochen, hält eine Fliegenklatsche in der Hand, um sich des Thieres zu erwehren. Das Blatt fertigte eine ruhmvolle Hand, der Künstler heißt Adolf Menzel. Es liegt in den Handzeichnungen der Berliner Nationalgalerie (Nr. 1630) und bildet daselbst einen werthvollen, treugehüteten Schatz. Vor Jahren wurde es nach dieser Skizze als Schmuck auf ein Tafelservice übertragen, das der verstorbene Kaiser Friedrich besaß.

So ist der eigentlich geringe Stoff des Theokrit und Anakreon allmählich in alle Kreise gedrungen. Leid in der Liebe: das ist ein altes Lied. Sogar unser moderner Roman hat sich nicht vor dem Eindringling schützen können! Ich erinnere nur an Georg Ebers' „Ägyptische Königstochter“, wo er in das Gewebe des Wertes in einer Wiedergabe hineingelochten ist, die ich hier zum Schluß herzusetzen mir nicht versagen kann, da sie den leichten Ton der Anaktreontik in wunderbarer Weise trifft:

„Als Eros einstmal's Rosen brach,
Da ist es ihm geschehen,
Daß seine Hand ein Bienlein stach,
Er hatt' es nicht gesehen.

Nun schüttelt er die Händchen klein,
Nun hub er an zu klagen
Und flog zu seinem Mütterlein
Mit schnellem Flügelschlagen.

„O Mutter, tief er, Mutter, ach,
Mir ist so weh, so bange.
Ich werde sterben, denn mich stach
Gar eine böse Schlange.

Gestügelt ist das gift'ge Thier:
Du wirst es sicher kennen.
Es ist daselbe, das allhier
Die Bauern Biene nennen.“

Doch Kypris sprach: „Wenn du, mein
Sohn,
Empfindest solches Wehe
Vom Stachel einer Biene schon:
Dann, lieber Sohn, gestehe:

Wie muß es erst dem Menschen sein
Mit deinem Pfeil im Herzen!
Ach, Eros, das ist eine Pein
Und schwerer zu verschmerzen.“

Reinhard Kade.

Der Bazar.

Wanderei von Oscar Justus.

In den Tagen vom 25. bis zum 31. d. M. findet in den Räumen des Schießhauses zum Besten des Vereins zur Unterstützung verschämter Armer ein

Wohltätigkeitsbazar

statt, zu dessen freundlichem Besuch das unterzeichnete Komitee Sie hierdurch ergebenst einzuladen sich die Ehre gtebt.

Gaben wollte man bis zum 20. bei einem der Komiteemitglieder gütigst hinterlegen.

(Folgen neunundvierzig Unterschriften.)

Eine solche Karte in großem Umschlag fiel schwer aufschlagend in den blechernen Briefkasten. Ich erschrecke immer, wenn es so klappt: etwas Gutes klappt nie! Entweder ist es die Aufforderung zu einem Gesellschaftszußer oder eine Verlobungsanzeige oder eine Hochzeitseinladung oder ein zurückkehrendes Manuskript — eins so schlimm wie das andere. Diesmal nur eine Bazareröffnung. Das wird ja den Hals nicht gleich kosten!

Der Umschlag ist geschlossen, einige Privatzeilen sind beigelegt.

Sie rühren her von der Hand einer Freundin und deren Schriftzüge zu sehen macht uns große Freude, weniger des Inhalts wegen als wegen dessen, was zwischen den Zeilen liegt. Die Dame hatte nämlich, von schwerem Unglück verfolgt, Jahre lang sich ganz dem Schmerze und der Klage hingeben. Ihr Name unter den Komiteemitgliedern eines Bazar's gab den Beweis, daß endlich sich wieder ein Fünkchen der erloschen geglaubten Lebenslust unter der Asche gefunden, daß das Bedürfnis einer Zerstreung die Weltentfremdete aus ihrer Einsamkeit hervorgezogen hatte.

In diesem Sinne allein schon hatte das Unternehmen auf den Namen „Wohltätigkeitsbazar“ ein volles Anrecht.

Wir sollten also einiges auf die Tische dieses Martes hingeben von dem, was in unserem Haushalt entbehrlich war. Hatten wir denn solche abkömmliche Schätze? Gewiß — jeder hat sie — der kleinste Haushalt fast. Man muß erst einmal versucht haben, sich von einigen dieser unentbehrlichen Entbehrlichkeiten loszumachen, um zu empfinden, wie diese kleine große Welt uns über den Kopf gewachsen ist. „Le superflu, chose tres necessaire“, „das Ueberflüssige, ein recht notwendig Ding“ — o nein, Herr Voltaire, es giebt bei dielem Ueberflüssigen auch manches, was wirklich nicht notwendig ist. Wenn man von der Stadt in die Sommerwohnung übersiedelt, läßt man dreiviertel seines Haushalts zurück und wenn man acht Tage mit dem mitgenommenen Viertel in den entsprechend kleineren Räumen gehaust hat, meint man, jener dreiviertel überhaupt nicht zu bedürfen. Macht man von dort aus eine mehrwöchige Gebirgsreise, so läßt man alles zurück, nimmt nur eine Handtasche, einen Plaid, einen Regenschirm und einen Baedeker mit und ist mit diesem Hunderstiel ausreichend versehen.

In jedem Haushalte sammeln sich so mancherlei Geschenke und Reisendenden — es ist wohl ein Pietätsmangel, so etwas fortzugeben, aber der gute Zweck heiligt die schlimmsten Mittel, und wer weiß denn, wenn es der gütige Geber verbaut? Es stellen sich so viele doppelt vorhandene Stücke heraus und das Gute ist des Besten Feind — man würde manches Ding gern durch etwas Gefälligeres ersetzen, wenn

man jenes erste Los wäre, und so begegnet eine solche Entäußerungs- gelegenheit mit wohlthätigen Hintergrund vielfacher Gabelst. Ich finde also auch einige „Kippes“ heraus, deren Dasein ich erst bemerkte, als sie fortgeräumt waren, einige Stidereien, an deren Herstellung sich irgend ein Nichter seine lieben Augen verdorben hatte, wenn sie nicht so schlaun war, sie fertig zu kaufen; ich fägte einige „unsterbliche Werke“ bei — mit Autograph — glücklicher Gewinner! — und die Sendung machte sich auf den Weg.

„Geben ist seliger denn Nehmen.“ Aus der Fülle seiner Ladenhüter etwas geben ist seliger, als von den Ladenhütern des wohlthätigen Nachbars etwas nehmen. Aber man muß eben beides thun und schon beim Anblick der holdseligen jungen Mädchen, die, Cigaretten und Blumensträuße feilbietend, mit den Geschossen ihrer Augen den Eingang beherrschen, wie die Schloffer der Dardanellen den Engpaß ins Marmarameer, nimmt man das harte Wort beschämt zurück.

Wir hatten keine günstige Zeit zum Besuche des Bazars gewählt. Es war am dritten Markttage in der Stunde, in welcher in vielen Dörfern zu Mittag geistert wird. Infolge dessen waren nicht viele Käufer anwesend und die Verkaufsgeneigntheit, der Wetteifer zu bedienen, hatte etwas Unheimliches. Wenn es voll ist, rückt man besser unbemerkt durch. Heut war das nicht möglich: überall grüßen befreundete, jedenfalls freundliche Gesichter, und es ist herzbelebend, zu denken, wie vielen dieser schönen Bazaren man nichts anderes wird geben können als einen Korb. Zum Glück sind wir zu zweit, meine Frau und ich. Ich allein wäre ja sicher nicht fortgekommen, ohne meine Geldtasche und einen Solawechsel in beträchtlichem Werthe dorthin zu lassen. Welches männliche Einzelwesen kann einem aufgeplanzten Spalier von Duldbinnen in den lieblichsten Bazartisellen widerstehen, welche nicht müde werden, ihn ihre Schwäge anzupreisen? Keines! In der Begleitung aber gewinnt man Selbstvertrauen, den graufamen Muth, „nein“ zu sagen.

Unsere Strategie war die des siegreichen deutschen Heeres: getrennt marschieren, zusammen schlagen — nämlich abschlagen! Wenn ich vor irgend einer der Buden stehend plauderte, bewunderte, Kleinigkeiten kaufte, und ich fühlte das Nahen des Augenblicks, in dem meine Widerstandskraft erlahmte, rief ich: „Kauft mich dort nicht meine Frau?“ — und mit einem verbindlichen Abschiedsgruß sprang ich aus der gefährlichen Ecke.

Doch ich übertreibe, man muß ja bedenken, daß es der Verkäuferinnen schönes Recht und erhabenste Pflicht ist, zu Gunsten der Bedürftigen

die Wohlhabenden zu besteuern. Hinter jeder dieser Salonerscheinungen stehen unsichtbar Dunderke in dürftigen, nicht einmal gegen die Kälte schützenden Kleidern, und je mehr jene auch aus euren Taschen zu locken vermögen, desto größer ist ihr Verdienst. Der heilige Crispinus stahl betamlich Leder, um Schuhe davon zu machen, die er den Armen schenkte. Ein solches Vorgehen ist ja vor dem Gesetze strafbar — aber die Kirche sprach Crispinus heilig. Die Damen, welche wochenlang um Verkaufsgegenstände betteln gehen und dann in vollem Staat fünf, sechs, sieben Tage lang, sich taum die Zeit des Mittagessens gönnend, hinter dem Ladentisch stehen, um solche möglichst hoch an den Mann — Käuferinnen bilden die Minderheit — zu bringen, haben mindestens das Anrecht auf — Strafslosigkeit. Es sollen ja manche Herren ihren Besuch im Bazar mit einer erheblichen Unterbilanz bezahlen: aber darüber sollten sie sich doch nicht grämen! Wenn ich viel Geld hätte, ich würde mich über jede Kriegslust freuen, welche von schöner Hand in guter Sache meinen Besitz eingefeldelt wird; ich würde denen dankbar sein, die mir das Wohlthun so bequem und angenehm machen, und ich würde mich fröhlich damit trösten, daß ich, wieviel ich auch in den Händen der geschäftseifrigen Verkäuferinnen gelassen habe, im Vergleiche zu denen, für welche die Gabe bestimmt ist, noch immer als ein wohlhabiger Mann herauskommt. Uebriqens sind die Damen auch einseitig und mit dem Kleinsten zufrieden. Gute Freundinnen wollen uns Schonen, begeben einen Verrath an ihrer Sache und winken ab, wenn man kaufen will. Die eine erinnerte mich fast an den Keller des Restaurant Vignon aus der französischen Pöffe „Verfolge“. Für diesen frommen Mann sind die verschwenderischen Diners, für die er den Wein aufträgt, ein Gräuel, und er hält seinen Gästen stets erbauliche Reden, erste Abmahnungen, giebt ihnen den Rath, so lange es Zeit ist, nach Hause zu gehen, ehe er sich darcin ergiebt, zu serviren. Wir gingen auch, nachdem wir noch von zarten Händen einen Jubiß trebenzt erhalten, und trugen unsere Bäckchen mit innerer Befriedigung nach Hause.

Dort angekommen, wickeln wir unsere Einkäufe aus. Mit Schrecken erkenne meine Frau, daß ich ein Paar der von uns selbst hingelieferten Vasen mitgebracht habe, deren geschmacklose Form uns seit lange ein Dorn im Auge war und die wir glücklich waren, endlich einmal loszuwerden. In unbewußter Anhänglichkeit holte ich sie zum zweitenmal ins Haus. Das war schlimm! — Wenn ich aber später auf eines der genommenen Bazarlose etwa gar eins meiner geschenkten Bücher zurückgewinnen sollte, werde ich mich ernstlich getränkt fühlen.

Blätter und Blüten.

Der Nigi einst und jetzt. (Mit Abbildungen von R. Bättner, nach Skizzen von C. Käsl-Schaltheiß.) Der jetzt so viel gefeierte und viel besuchte Nigi war bis gegen die Mitte dieses Jahrhunderts nur den Hirten aus den umliegenden Thälern bekannt; auf ihm weideten sie im Sommer ihre Herden, bereiteten in den vielen zerstreuten Alpenhütten Käse und Butter, sammelten das Wildheu für den Winter und lebten froh und gesund in der reinen, dünnen Bergesluft, unbekümmert um die Stürme der großen Welt. Für die Aussicht in die Weite, für Sonnenan- und Niedergang, für Naturschönheit, für alles das, was jetzt Hunderttausende aus aller Herren Ländern anzieht, hatten sie wenig oder keinen Sinn; gutes Wetter und ein voller kräftiger Graswuchs war ihnen alles, denn die ausgedehnten Alpenwiesen des Nigi gewährten etwa 3- bis 4000 Kühen Nahrung für den ganzen Sommer.

Die Ansammlung von Kelpfern veranlaßte nun schon etwa um das Jahr 1700 einen begüterten Landmann, auf dem Nigi in einer Vertiefung 500 Meter unterhalb der höchsten Spitze eine Kapelle errichten zu lassen; auch ein kleines Kloster für die Kapuzinermönche wurde dazu gebaut, damit den vielen Hirten in diesen Alpen Gottesdienst gehalten werden konnte. Durch viele Spenden, Ablass und erbauliche Geschichten wurden Kloster und Kirchlein bald bekannt unter dem noch jetzt üblichen Namen „Maria zum Schnee“. Bald erhoben sich daneben noch einfache Gasthäuser für Alpenluftbedürftige aus der Umgegend. Außer diesen und den vielen Hirten kam höchst selten ein Fremder auf diese Höhen; die Aussichtspunkte waren noch nicht bekannt und nicht gesucht, man hatte — der Leser findet über diese merkwürdige Erscheinung weiteres in Nr. 36 des vorigen Jahrgangs — noch keine Empfindung für ihre Schönheit; erst später, im Anfang dieses Jahrhunderts, geschah

es häufiger, daß Pioniere des Bergsteigens die leicht zugänglichen Gipfel besuchten. — Von den ersten Nigireisenden nennen wir J. F. Schenker († 1733), J. G. Ebel († 1830) und seinen Zeitgenossen, den Maler Heinrich Keller, alle drei von Zürich; auch Sauffure von Genf († 1799) war unter den ersten Besuchern. Alle diese beschrieben in ihren Schriften die wunderbare Ansicht über einen großen Theil der Schweiz und in die Gleichwelt des Hochgebirgs, priesen die Großartigkeit des Sonnenaufgangs, die reine, stärkende Luft, die Nebelbilder und alle die Merkwürdigkeiten der Alpenwelt.

Dies bewirkte nach und nach stärkeren Besuch aus der Schweiz und dem Auslande. Eine einfache kleine Hütte unterhalb des „Kulms“, der Spitze, genügte den immer zahlreicher werdenden Touristen nicht mehr, und es wurde im Jahre 1816 ein Gasthaus erbaut, welches, obgleich im einfachen, landesüblichen Stile gehalten, doch nach damaligen Begriffen geräumig und bequemer war; es ist dasjenige, welches jetzt ist dieser einfache Bau schon längst verschwunden; an seiner Stelle stehen die größten, mit allem Luxus und aller Annehmlichkeiten versehenen Häuser. Das neueste derselben ist auf unserer zweiten Abbildung zu sehen. Aber auch unterhalb der höchsten Spitze, auf Nigi-Staffel, Nigi-Kaltbad, auf Klosterli und Nigi-Scheidel und an zahlreichen anderen Punkten wimmelt es von Unterkunftsgelegenheiten aller Art. Zu diesen Gasthöfen und Kurorten führen sehr sorgfältig unterhaltene, gefahrlose und ansichtsreiche Wege, außerdem aber noch zwei Eisenbahnen. Die eine von ihnen, die von Vignau aus nach Kaltbad und Kulm geht, wurde in den Jahren 1868 bis 1870 von den Ingenieuren Käst, Riggelbach und Schöffel gebaut mit Zahnradsystem und durchschnittlich etwa 20 Prozent Steigung; die andere, 1875 eröffnet,



Das erste Gasthaus auf dem Nigi.



Das neue Hotel auf dem Nigi-Kulm.

hat als Ausgangspunkt Arth-Goldau und leitet mit gleicher Steigung und Anlage über Rigi-Klösterli ebenfalls nach Kulm; eine Zweigbahn führt von Kaltbad nach Rigi-Scheideg; alle diese Bahnen aber bieten prachtvolle Fernsichten von den Wagen aus.

Der Fürstenkrieg von 1462. (Zu dem Bilde S. 12 und 13.) Es ist eine der elendesten und trostlosesten Zeiten im Deutschen Reich, von welcher der Künstler den Vorhang hebt, eine Zeit bitterer Nechlosigkeit und Gewaltthat, die schwer auf den unglücklichen Bürgern und Bauern lastete. Fürstliche Willkür, schon ehemals durch den kraftvollen Hohenstaufenarm nur schwer niedergehalten, war unter der sinkenden Kaiserherrschaft ihrer Nachfolger hoch emporgeschossen, die Herzöge von Bayern und Sachsen, die Grafen von Württemberg, die Kurfürsten von der Pfalz und von Brandenburg fühlten sich als die Herren im Reich, dessen machtloses Oberhaupt, der unselige Friedrich III., fern im Osten um die Erhaltung seiner Erblande gegen Rebellen und äußere Feinde ringen mußte, wenn er nicht gar als Flüchtling umherzog und die Gaffrenndschaft der Reichsstädte anrief.

So fochten denn, unbekümmert um seine schwache Einrede, die kampfbegierigen Herren im Reich ihre Händel mit einander aus; Franken, welche der Brandenburger Albrecht Achilles und Graf Ulrich von Württemberg gegen Ludwig von Bayern-Landskron und seinen Vetter, den Pfalzgrafen Friedrich, ins Feld führten. Der Bayernherzog hatte rechtswidrig die Reichsstadt Donauwörth überfallen und an sich gerissen, die beiden andern, welche in eigenen Landen schon oft genug das Gleiche gethan hatten, aber eifersüchtig auf die wachsende Macht des Bayern waren, ließen sich vom Kaiser die Nichtvollstreckung gegen ihn übertragen und fühlten als dessen Kommissare die eigene Nachsicht an dem Verhassten und seinem Verbündeten, dem Pfalzgrafen bei Rhein. Es war ein wüster Raub- und Plünderkrieg; Graf Ulrich, der früher die schwächlichen Reichsstädte mit blutiger Härte heimgesucht hatte, fiel jetzt mit seinen Mordbänden in die gefegneten Pfälzer Lande ein, Korn und Wein unter den Hofjeshufen zerstampfend, Gehöfte und Dörfer einschierend, daß der Feuerstein weithin leuchtete. Und die ritterlichen Herren begnügten sich nicht mit der Verwüstung, die ihr Durchritt in den Getreidefeldern verursachte, sondern sie besetzten noch lange Baumäste an ihren Pferden, um dadurch alles gründlich zu brechen und zu zerstören. Diese Scenen der Verwüstung sind es, welche der Künstler in trefflicher Weise schildert. Der Anführer der reißigen Schar, über dessen Haupt das württembergische Banner flattert, hat seine Lanze dem Trostwärts biegend, mit teuflischem Hohn das Zerstörungswerk. Weiterhin werden die armen Bauern, die versucht haben, ihren Herd zu verteidigen, als Gefangene im Zug mitgestoßen, um im nächsten Dorf zum warnenden Exempel aufgehängt zu werden. Jeder der Grafen und Ritter führt ein Kriegesfählein, man sieht einige von ihnen auf einer Anhöhe im Hintergrund voll Bekriedigung ihr ruhmloses Werk betrachten. Aber mitten in den grünen Raubzug fiel damals wie ein Wetterstrahl Pfalzgraf Friedrich, er brach mit seiner Schar bei Seckenheim aus dem Wald, schlug die Württemberger, denen sich noch die badischen Markgrafen gestellt hatten, nahm die Fürsten gefangen und führte sie weg auf sein Schloß nach Heidelberg.

Institutskarneval. (Mit Illustration S. 4 und 5.) Heute sieht es einmal lustig aus in dem sonst so ernsthaften Klassenzimmer! Studierlampe und Globus sind bei Seite gerückt, unbeachtet von den Vorleserinnen prangt auf der großen Tafel eine höchst verpönte Kunstleistung der unmuthwilligen Jugend, aber niemand achtet darauf, denn die Zeit drängt; in einer halben Stunde soll der Ball beginnen, und wie viel ist bis dahin noch zu thun! Das Festspiel wird herrlich werden, der junge Litteraturlehrer, das Ideal der gesamten Oberklasse, hat es gedichtet, mit einer gewissen Rücksichtnahme auf die vorhandenen Kostüme freilich, aber gerade deshalb um so genialer erdacht: eine Huldigung der Künste vor der höchsten von allen, der Poesie. Figuren aus klassischen und modernen Dichtungen leiten die Handlung ein; zum Schluß kommen palmenortragende Genien mit weißen Gewändern und Vorkenshaaren. Soeben ist man mit deren Anzug fertig geworden und sie treten den Abmarsch auf die Bühne an, begleitet von der ersten Gouvernante, die das Souffrirbuch trägt und sich gerade noch die Helmen und Helmbüscheln. Gerade stößt Dorothäa in ihrer Rede, sie fählt den Augenblick kommen, wo die Erinnerung plötzlich versinkt und nur das schreckliche Bewußtsein bleibt, daß man jetzt etwas und ahnungslos bleibt der neben ihr stehende Hermann auf das rettende Papier; Max Piccolomini aber, in einer Sturmhaube, welche er nicht in seinem Kürassierregiment gefunden, sieht gespannt hinüber nach dem Wandschirm, hinter dem gerade die erste Vorsteherin sich bemüht, Thekla allzu rothe Baden durch einen Fuderübergang mit schweremüthiger Blässe anzukränkeln.



Tragisches Ende der Weihnachtsfreude. Zeichnung von R. Gutschmidt.

raturlerker, das Ideal der gesamten Oberklasse, hat es gedichtet, mit einer gewissen Rücksichtnahme auf die vorhandenen Kostüme freilich, aber gerade deshalb um so genialer erdacht: eine Huldigung der Künste vor der höchsten von allen, der Poesie. Figuren aus klassischen und modernen Dichtungen leiten die Handlung ein; zum Schluß kommen palmenortragende Genien mit weißen Gewändern und Vorkenshaaren. Soeben ist man mit deren Anzug fertig geworden und sie treten den Abmarsch auf die Bühne an, begleitet von der ersten Gouvernante, die das Souffrirbuch trägt und sich gerade noch die Helmen und Helmbüscheln. Gerade stößt Dorothäa in ihrer Rede, sie fählt den Augenblick kommen, wo die Erinnerung plötzlich versinkt und nur das schreckliche Bewußtsein bleibt, daß man jetzt etwas und ahnungslos bleibt der neben ihr stehende Hermann auf das rettende Papier; Max Piccolomini aber, in einer Sturmhaube, welche er nicht in seinem Kürassierregiment gefunden, sieht gespannt hinüber nach dem Wandschirm, hinter dem gerade die erste Vorsteherin sich bemüht, Thekla allzu rothe Baden durch einen Fuderübergang mit schweremüthiger Blässe anzukränkeln.

Im Mittelgrunde kniet Corinna und bestet mit eiligen Fingern dem Trompeter von Säckingen die bunte Schleife an das Beinkleid. Lachend schaut die übermüthige Blondine zu ihr nieder — sie kann sich noch nicht recht in das knappe Collet finden, und es steht zu vermuthen, daß ihr auch Perücke, Federhut und Schnurrärtchen keinen allzu drohenden Charakter verleihen werden. Die vom Stadtmusikus entlehnte Trompete steckt noch in der neben Thekla stehenden Schachtel, sie kommt zuletzt, wenn das Storrappier umgehungen ist. Die zweite der gefährlichen, noch am Boden liegenden Waffen hat sich ebenfalls das lustige Vackfischlein ausgebeten, die muthmaßliche Künstlerin des idealen Vientenantslopfes an der Tafel, die aus dem Hintergrund halbangezogen heranschlacht und sich „furchtbar“ über die lang ersehnten Bubenhojen freut. Aber weit über solche Kindereien erhaben, in süßer eben erblühter Mädchenschöne stehen die beiden Siebzehnjährigen im Vordergrund: Leonore von Sanvitale und Jung Berners Lieb, Margaretha. Die erstere betrachtet lächelnd von der Seite den angehenden Trompeter, die letztere bestet den träumerischen Blick auf die harmlosen Toilettenkünste der alten Lehrerin, aber ihre Gedanken fliegen dabei weit über das Institut hinaus, ins nächste Jahr, wo sie erwachsen in die Welt gefahrt wird... auf wirkliche Bälle... andern Gefolgen entgegen, als sie auf einem Institutsball blühen! ...

Erleichterungen im Reiseverkehr. Am 1. Dezember 1889 ist in dem Verkehr mittels zusammenstellbarer Rundreisehefte eine gewiss von vielen Seiten mit Freuden begrüßte Neuerung in Kraft getreten, zunächst freilich nur für das Gebiet des Deutschen Reiches. Es wurden nämlich die bisherigen Bestimmungen bezüglich des Befahrens von Doppeltrecken gänzlich aufgehoben, so daß jetzt die bei der Hinfahrt benutzte Strecke ohne jede Einschränkung ganz oder theilweise, je nach Belieben, bis zum Ausgangspunkte der Reise zurück zum zweitenmal befahren werden kann. Bedingung bleibt jedoch auch ferner, daß die Fahrt hin und zurück mindestens 600 km umfaßt und daß Ausgangs- und Endpunkt derselbe bleibt und vor Beendigung der Reise nicht wieder berührt wird.

Es sind also derartige „Rundreisehefte“ nichts anderes als eine besondere Art Rückfahrkarten, deren wesentliche Vorzüge: die Möglichkeit der Fahrtrunterbrechung auf jeder größeren Zwischenstation ohne alle Formlichkeiten, vor allem aber die ausgiebige Gültigkeitsdauer von wenigstens 45 Tagen man sich gern gefallen läßt.

Kaiserin Auguste Victoria. (Zu unserer Kunstbeilage.) Mit der Nummer 1 des vorigen Jahrganges der „Gartenlaube“ boten wir unseren Lesern in besonderer Kunstbeilage das Porträt Kaiser Wilhelm II., das mit dem jetzt beginnenden Jahrgang lassen wir als Gegenstück das Bildniß der jungen regierenden Kaiserin folgen. Die jedem Deutschen längst vertrauten freundlich gewinnenden Züge der Kaiserin Auguste Victoria — so, und nicht Augusta Victoria wünscht die hohe Frau genannt zu werden — sprechen auch aus diesem Bilde, und wir hoffen, gerade mit dieser Kunstgabe einem besonderen Wunsche unserer Leser entgegenzukommen.

Hierzu die Kunstbeilage „Kaiserin Auguste Victoria“.

Inhalt: Kammengeldchen. Roman von C. Werner. S. 1. — Guten Morgen! Illustration. S. 1. — Theodor Fontane. Von Rudolf v. Gottschalk. S. 6. Mit Porträt Theodor Fontanes. S. 7. — Lust. Roman von Theodor Fontane. S. 8. — Frische Fische! Illustration. S. 9. — Ueber Gebörinstrumente für Säuererhörige. Von Prof. Dr. H. Bärner. S. 14. Mit Abbildungen. S. 15 u. 16. — Reizgras für 1890. Gedicht von Hermann Lang. S. 17. — Amor der Donquixot. Von Reinhard Kade. S. 17. Mit Illustration. S. 18. — Der Basar. Planerei von Euseb Jahnus. S. 18. — Blätter und Blüten: Der Rigi einst und jetzt. Mit Abbildungen. S. 19. — Der Fürstenkrieg von 1462. S. 12 und 13. — Institutskarneval. S. 20. Mit Illustration. S. 4 und 5. — Erleichterungen im Reiseverkehr. S. 20. — Kaiserin Auguste Victoria. S. 20. Mit Kunstbeilage. — Tragisches Ende der Weihnachtsfreude. Illustration. S. 20.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaction von Adolf Erdner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von H. Wiede in Leipzig.